P. o. germ. 1846 y (1
Verena

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —

Für ein halbes Jahr mit . . fl. 3. —

Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.

Für einen Monat mit . . . — 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —.

Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —

Für einen Monat . . . . fl. 1. —

Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

28740.

Ueber Alles die Pflicht.

Erster Band.

Neuester Verlag von Otto Janke in Berlin.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Verena, Sophie, **Photographien des Herzens.** 3 Bde. Geh. 2 Thlr.

Becker, August, Aus Stadt und Dorf. Zwei Erzählungen. Geh. 20 Sgr.
Inhalt: Todt und lebendig. Eine Erzählung aus der Cholerazeit. Zigeunerstoffele. Eine Adventsgeschichte.

Becker, August, Der Karfunkel. Roman. 8°. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Brachvogel, A. E., Der deutsche Michael. Roman. 4 Bde. Geh. 5 Thlr. 20 Sgr.

Brachvogel, A. E., Ludwig XIV. oder Die Komödie des Lebens. Roman. 4 Bde. Geh. 6 Thlr.

Byr, Robert, Sphinx. Roman. 3 Bde. 8°. Geh. 4 Thlr.

Brook, A., Das Schloß in den Ardennen. Roman. 3 Bde. Geh. 2 Thlr.

Büchner, Louise, Practische Versuche zur Lösung der Frauenfrage. 8°. Geh. 10 Sgr.

Galen, Philipp, Der Löwe von Luzern. Roman. 5 Bde. Geh. 8 Thlr. 10 Sgr.

Giese, Marie, Es ist bestimmt in Gottes Rath. Erzählung. Geh. 1 Thlr.

Giese, Marie, Die Frau Meisterin und ihr Sohn. 8°. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Gutzkow, Karl, Die Ritter vom Geiste. Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage. 4 Bde. Geh. 2 Thlr.

Gutzkow, Karl, Die Söhne Pestalozzi's. Roman. 3 Bände. Gr. 8°. Eleg. geh. 5 Thlr. 20 Sgr.

Ueber Alles die Pflicht.

Roman

von

Sophie Verena.

Erster Band.

Lindauer'sche
LEIHBIBLIOTHEK
Schöppingen

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin, 1870.

Druck und Verlag von Otto Janke.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Meinem Manne

gewidmet.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Auf dem Meere.

Die See ging hoch. Der Sturm peitschte die Wellen, daß sie zischend mit weißem Schaum und lautem Getöse sich zu dem Dampfschiff heranwälzten, zuweilen sich an demselben brachen, hin und wieder aber auch darüber hinrollten. Die Elemente befanden sich in einem gewaltigen Aufruhr, und war es auch kein Kampf um's Leben mit ihnen, so galt es doch mit den Wogen einen tüchtigen Strauß, den aber das schöne sichere Schiff Aphrodite wacker bestand.

Doch andere Kämpfe auf Leben und Tod — wie wenigstens die unglücklichen von der Seekrankheit ergriffenen Passagiere meinten — wurden in den Kajüten ausgefochten. Mancher glaubte, seine letzte Stunde sei gekommen, ja, es schien ihm sogar eine Erlösung, wenn es so wäre, da die Qualen der See-

krankheit ihm unerträglich waren, und hier vielleicht um so fühlbarer wurden, weil Keiner darauf vorbereitet gewesen, Niemand erwartet hatte, den unheimlichen Gast auf dem Schiffe einkehren zu sehen.

Als man bei klarem, wolkenlosen Himmel den Hafen verlassen, hatte die See sich in ruhiger Weite vor den Augen der Passagiere ausgedehnt, und Niemand konnte vermuthen, daß die kurze Fahrt von vier bis fünf Stunden eine Aenderung des Wetters bringen werde. Hier und dort vernahm man sogar den wie eine Enttäuschung klingenden Ausruf:

„Das ist das Meer — die gewaltige See — aber da giebt es ja auf unseren Flüssen meist größere Wellen!“

Einer der Matrosen hatte seinen Kameraden angestoßen, und auf die junge Dame deutend, welche sich so geäußert, flüsterte er:

„Ich fürchte, der kleinen hübschen Landratte werden die Wellen heute noch zu hoch werden, meinst nicht, Wilm?“

Zustimmend hatte dieser mit dem Kopfe genickt; und bald genug erfüllte sich die Prophezeiung. Nachdem der Sturm losgebrochen, war das junge Mädchen die Erste, welche man in die Kajüte trug, indessen folgten bald mehrere Opfer. Noch bliesen die

Musiker ihre lustigen Weisen, von Manchem verwünscht, der schon mit den Vorboten der Seekrankheit kämpfte und in besonders menschenfeindlicher, fast mörderischer Stimmung sich befand, in der er am liebsten sich einen der Spielleute als Schlachtopfer erkoren; aber nach und nach konnte ein nicht ungeübtes Ohr schon Lücken in der Harmonie des Concertes wahrnehmen, und so sehr die noch fest Stehenden sich bemühten, den Fall der Kameraden durch verdoppelte Thätigkeit zu verdecken; so eifrig besonders das Horn mit aller Kraft seiner Lunge blies, die Trompeten schmetterten und der Baß darauf losstrich, als könne und wolle er mit diesen grollenden Tönen den sich ihm selbst schon nahenden Feind aus dem Felde schlagen — nach und nach verstummten auch sie.

Und während unten in den Kajüten Aechzen und Stöhnen und allerlei Jammerlaute erklangen, war es oben auf dem Verdeck still, still wenigstens von Menschenstimmen; nur der Sturm brauste seine wechselreichen Melodieen und die Wogen rauschten ihr gewaltiges Lied.

Nur fünf der Passagiere waren von der Seekrankheit verschont geblieben; vier von ihnen befanden sich auf dem Verdeck, während der fünfte, ein Arzt,

in den Kajüten geschäftig waltete und durch manche Mittel, mehr noch durch kräftigen Zuspruch den Leidenden Linderung zu schaffen versuchte.

Eine junge Dame stand ziemlich in der Mitte des Dampfschiffes sich an einen der eisernen Stäbe festhaltend, welche bei Sonnenschein das ausgespannte Zelt tragen. Obgleich ihre hohe, edle Gestalt nicht so zart und ätherisch war, daß ein leichter Stoß sie umwerfen konnte, sondern kraftvoll und fest bei aller Feinheit und Schönheit der Formen, so mußte sie sich in diesem Sturme doch an die Stütze anklammern, um nicht umgeweht zu werden. Ja, man konnte bemerken, daß es ihr jetzt noch Mühe machte, fest zu stehen; dennoch wich sie nicht von ihrem Platze. Unverwandt schaute sie auf das furchtbar herrliche Schauspiel, welches das vom Sturme gepeitschte Meer darbot, und wenn die schwarzen Wasserberge mit den wie Silber glänzenden Spitzen besonders mächtig und tosend heranrauschten, da war es, als richte sich ihre Gestalt noch höher und stolzer empor.

Die Dame schien Alles um sich her vergessen zu haben; nicht ein einziges Mal wendete sie den Kopf nach den drei seitwärts mehr hinter ihr sich befindenden Herren, die sie zum Ziele ihrer Blicke erkoren

hatten, wenngleich es nicht alle gleich bemerklich machten. Der eine von ihnen, ein junger hübscher Mann mit lang wallendem, blondem Haar, würde auf den ersten Blick als Maler erkannt sein, auch ohne daß er, wie jetzt, seine Kunst auszuüben suchte. Es war ein schweres, fast unmögliches Unternehmen bei dem steten Schaukeln des Schiffes zu zeichnen und dennoch schien der Künstler es durchsetzen zu wollen, die hohe, schöne Gestalt, welche sich so anmuthig an die Säule lehnte, auf das Papier zu fesseln. Obgleich es ihm schon zu wiederholten Malen mißglückt war, begann er trotzdem immer von Neuem. Bei jedem ferneren vergeblichen Versuche kräuselte ein sarkastisches Lächeln den stolzen Mund eines unweit von dem Maler stehenden Herrn. Es war eine große, kräftige Figur, die ohne Stütze doch fest in dem Toben der Elemente stand; das charaktervolle Antlitz, von dunklem Haar und Bart eingerahmt, trug einen düsteren, fast menschenfeindlichen Ausdruck; dessenungeachtetet sah ein Menschenkenner leicht, daß diese stolzen trotzigen Augen einst anders geblickt hatten, anders blicken konnten und daß, wenn der jetzt um den Mund schwebende, spöttisch verächtliche Zug verschwunden sei, das Gesicht einen guten, Vertrauen erweckenden Eindruck machen

mußte. Die ganze Erscheinung des Fremden war derart, daß man sie nie, wohin er auch trat, selbst inmitten schönerer Menschen, zu übersehen vermochte, und auch schon hier auf dem Schiffe war sie aufgefallen. Einige der jungen Damen hatten sich zugeflüstert, daß sie den dunklen hohen Mann „schrecklich interessant" fänden, während andere ihn geradezu für häßlich erklärten und ihre Blicke viel lieber auf dem jungen schlanken Herrn weilen ließen, dem Dritten in der kleinen Gruppe, der, trotzdem er in Civil war, den Lieutenant nicht verleugnen konnte und unser schönes Deutsch in einer Weise schnarrte, welche die Sprache fast zu einer fremden machte.

Der tapfere Sohn des Mars gehörte auch zu den wenigen Glücklichen, von der Seekrankheit Verschonten, ein Vorrecht, „eine That," auf welche er sich jetzt und später nicht wenig einbildete. Seine Augen waren nicht auf das großartige Schauspiel des Seesturmes gerichtet, sondern hingen an der schwarz gekleideten Dame, deren Gesicht er gar zu gern gesehen hätte. Schon mehr als einmal hatte er den Versuch gemacht, in ihre Nähe zu gelangen, doch sobald sich die schlanke, zierliche Gestalt des jungen Ritters erhob, sank sie auch bei dem heftigen Schau-

keln des Schiffes wieder auf den Sitz zurück, und der Officier sah ein, daß eine Fortbewegung auf dem unsichern Boden nichts Leichtes sei, daß er dabei wohl Gefahr laufe, eine lächerliche Rolle zu spielen. Der schöne, junge Lieutenant Victor von Fresen lächerlich! Furchtbarer Gedanke!

So zog er es vor, die Heldin der gegenwärtigen Stunde aus der Ferne zu betrachten, in der Hoffnung, daß sie einmal eine Wendung machen, in Folge deren ihr Gesicht zu sehen sein werde. Schön mußte es sein, nach der hohen, prachtvollen Gestalt zu urtheilen, welche der schwarze Ueberwurf bedeckte, ohne jedoch die edlen Formen zu verhüllen; dennoch erinnerte der junge Officier sich nicht, die Dame vorhin schon bemerkt zu haben, vorhin, als noch die Sonne vom blauen Himmel hernieder glänzte, als Freude und Leben auf dem Schiffe herrschten und Lieutenant Victor wie ein Schmetterling von Blume zu Blume flatterte, all die hübschen, frischen Mädchengesichter mit seinen siegesgewissen Blicken musternd. Die Königin der Nacht, wie er die schwarze Dame in seiner poetischen Stimmung nannte, hatte er nicht gesehen, sie mußte in der Kajüte gewesen sein, denn seinem Falkenauge konnte keine schöne Frau entgehen.

Ob der älteste der drei Herren sich ebenso sehr für die Dame interessirte, war nicht zu bestimmen, wenigstens trug er seine Theilnahme nicht so sichtlich zur Schau. Er blickte oft und lange auf die hochgehende See, doch ab und zu ruhte auch sein Auge auf der Frauengestalt, die so still, fast regungslos stand und mehr und mehr schien auch sie ihn zu fesseln und von dem ersten Ziele seines Beschauens abzuziehen.

Ein fürchterlicher Windstoß, heftiger als alle vorhergehenden, raste daher und riß die Kappe des schwarzen Mantels, welche die Fremde über ihren Kopf gezogen, herab. Vergebens bemühte sie sich mit einer Hand — dte andere konnte die Stütze nicht verlassen — die schützende Hülle wieder empor zu ziehen, es gelang ihr nicht. Der Lieutenant wollte hinzustürzen, doch ein Anderer war ihm zuvorgekommen, der dunkle hohe Mann stand schon an der Seite der Dame.

„Erlauben Sie, meine Gnädige, daß ich Ihnen behülflich sein kann!"

Sie neigte ihr Haupt ein wenig, theils als Zeichen der Zustimmung, theils, als wollte sie dem Fremden die Hülfsleistung erleichtern. Als es geschehen, als die Kapotte wieder fest über dem Haupte saß, des-

sen reiche Haarfülle jedem Auge auffallen mußte, blickte Werner Thorsten zum ersten Male in das Antlitz der Dame. Unwillkürlich erbebte er. War es vor seiner Schönheit? Nein, denn es war weder schön, noch von blühender Jugendfrische; auch hier möchten vielleicht Manche, welche Schönheit nur in Formen und Farben suchen und besonders den ersten Jugendschmelz dazu verlangen, das vorschnelle Urtheil: häßlich gefällt haben. Ein öfteres Hinschauen aber, ein Studiren dieses zwar unregelmäßigen, doch interessanten, ausdrucksvollen Gesichtes hatte noch Keinen, der Verständniß für Geist und Seelenschönheit besaß, unbefriedigt gelassen. Der eine schnelle Blick, welchen Werner Thorsten auf das Antlitz der Dame warf, war nicht genügend, um dessen Vorzüge oder Fehler zu ermitteln; was ihn so sichtlich überraschte, war auch nicht der Umstand, keine Schönheit zu sehen, sondern es war der unerwartete Anblick, das Gesicht von Thränen überströmt zu finden. Sie standen klar und voll in den großen Augen, hingen an den langen dunklen Wimpern, rollten über die bräunlichen Wangen. Und dennoch lag kein Schmerz in den Zügen, ja, als die Dame den erstaunten, fast erschrockenen Blick des neben ihr Stehenden bemerkte, glitt ein leises, unbe-

schreiblich süßes Lächeln um ihren Mund, welches — gerade wie ein plötzlicher Sonnenstrahl eine trübe, einförmige Gegend umschaffen kann — ihr ganzes Gesicht erleuchtete und verschönte. Leise sagte sie, wie erklärend:

„Ich weine, weil ich so glücklich bin. Ein seltsames Beginnen, nicht wahr?" fuhr sie freundlich fort. „Aber wenn Sie hören, mein Herr, daß es von Kindheit an einer meiner heißesten Wünsche war, das Meer zu sehen und daß mir heute zum ersten Male und gleich in solcher Großartigkeit der herrliche Anblick wird, so verstehen Sie diese Thränen vielleicht besser."

„Vollkommen. Obgleich ich schon oft auf der See gewesen bin und am Strande geweilt habe, so ergreift das Meer mich dennoch stets mit gleicher Macht. Keine Stimme der Natur spricht eine mir so verständliche, so sympathische Sprache, als das Wogen und Rauschen des Wassers!"

„So erscheint es auch mir; wenigstens fühle ich mich heute so glücklich und zugleich so befriedigt und gehoben, daß ich mich einer solchen Stimmung kaum je aus meinem Leben erinnern kann."

Werner Thorsten schaute auf die Sprechende; in

ihrem Gesichte lagen Linien, welche nur der Schmerz in ein Menschenantlitz zieht, und ihre Augen, obgleich sie jetzt nicht traurig waren, hatten doch in ihrer Tiefe einen Blick, wie ihn nur Kummer und Gram verleihen. Die letzten Worte schienen die Dame der Gegenwart entrückt und in die Vergangenheit geführt zu haben. Die Bilder ihres Lebens, meist auf dunklem Grunde ruhend, mochten vielleicht an ihr vorüberziehen, und ein reicher Wechsel des Ausdruckes spiegelte sich, gewiß ihr selbst unbewußt, auf ihrem Gesicht. Schweigend blickte sie auf die See, deren Wellen nicht mehr so hoch gingen; der letzte heftige Windstoß schien die Wuth des Orkans erschöpft und gebrochen zu haben. Werner Thorsten wagte nicht, das tiefe Nachdenken der Fremden durch eine neue Anrede zu stören, und da er gleichzeitig bemerkte, wie der junge Lieutenant, der ihn schon lange mit neidischen Augen betrachtete, sich anschickte, jetzt, da das leisere Schwanken des Schiffes ein Fortbewegen möglicher machte, zu ihnen heranzutreten, so schien es Werner angemessener, sich zurückzuziehen. Daß der junge Herr es nicht wagen würde, die Dame, ohne eine Ursache und ohne ihr vorgestellt zu sein, anzureden, davon war Thorsten überzeugt.

Es war ihm ein unerquicklicher Gedanke, sie von dem jungen, faden Dandy, denn als solcher hatte Victor von Fresen sich schon bekundet, belästigt zu sehen.

So begab sich Werner an seinen früheren Platz, an dem allsobald der Officier ihn aufsuchte und ihn in seiner ungenirten Weise anredete:

„Sie glücklicher Sterblicher, ich gäbe viel darum, hätte ich nur eine Minute an Ihrer Stelle sein können! Sagen Sie, ist die junge Dame schön?"

Werner maß ihn mit einem stolzen Blick.

„Ich weiß es nicht, mein Herr, vielleicht bin ich auch nicht geneigt, darüber Auskunft zu geben," erwiderte er mit so abweisender Kälte, daß an eine Fortsetzung der Unterhaltung nicht zu denken war.

„Verdammt stolz und hochmüthig — muß ein Adliger sein; Einer aus dem Volke könnte sich gar nicht solches „air" geben!" murmelte der junge Mann.

Schweigend saß er wieder auf seinem früheren Platze und blickte auf den Maler, dessen Beginnen jetzt, da der Sturm nachließ, ein leichteres war. Die Zeichnung, leidlich ausgeführt, nahte sich der Vollendung, mit Befriedigung betrachtete der junge Künstler sein Werk, wobei er nicht, wie im Anfange, die linke

Hand krampfhaft fest darauf legte, sondern das Blatt leicht in beiden Händen hielt. Ein Windstoß ließ die Zeichnung emporflattern und auf dem Wasser dahintreiben.

Das schon erwähnte sarkastische Lächeln, dem aber diesmal ein Ausdruck großer Befriedigung beigemischt war, kräuselte Werner Thorstens Lippen, während ein Ausruf des Bedauerns den beiden andern jungen Männern entfuhr.

Unwillkürlich wandte die Dame sich bei den zu ihr dringenden Lauten um, sie sah das Blatt auf den Wellen treiben und wenngleich es unmöglich, den Gegenstand der Zeichnung zu erkennen, so schien doch eine Ahnung, daß sie selbst dem Maler zu seinem Bilde gestanden, in ihr aufzutauchen. Ein stolzer, unwilliger Blick flammte in ihren Augen auf, während eine heiße Röthe ihre Wange dunkler färbte. Die kleine Scene hatte nur einen Moment gewährt, doch war es Zeit genug gewesen, Victors scharfen, siegreichen Augen zu zeigen, daß die Dame nicht mehr ganz jung, durchaus nicht schön, nach seinem Geschmack eher häßlich sei.

„Weder jung noch hübsch — le jeu ne vaut pas la chandelle,“ sagte der Lieutenant zu sich selbst. „Nun, mein Lieber,“ herablassend wandte er sich zu

dem jungen Maler, der noch gefesselt unter der Macht des zürnenden Blickes stand — „wenn Sie gewußt, daß Ihre Huldgöttin ein solches Antlitz hätte, würden Sie sich auch nicht die Mühe gegeben haben, ihre Gestalt zu zeichnen, die freilich herrlich ist, das muß ich selbst sagen. Wie kann eine solche Figur solchen Kopf haben! Seltsam!“

„Ich finde ihn schön,“ stammelte der Maler, „mächtig, ausdrucksvoll!“ —

„Na, Gott segne Ihren Geschmack! Die Augen ja, die waren ausdrucksvoll genug und hätten uns arme Sterbliche, die wir solch frevelhaftes Beginnen wagten, die Göttin zu betrachten, sogar zu zeichnen, am liebsten gleich zu Boden geschmettert!“

„Es war auch tactlos von mir, die Dame hinter ihrem Rücken zu zeichnen, ich würde selbst, wenn sich eine bessere Gelegenheit dazu böte, es niemals wieder wagen,“ entgegnete der junge Mann niedergeschlagen.

Victor blickte ihn achselzuckend an, dann wandte er sich, indem er leise sagte:

„Der ist keinesfalls von Adel, in dem fließt kein Blut — besser ich cultivire die Bekanntschaft nicht, sie könnte mir lästig werden; an einem Badeorte sind

die Menschen schon so leicht geneigt, die Schranken zu überspringen und sich mit der Crême zu vermischen."

Indessen hatte der Sturm sich mehr und mehr gelegt; natürlich war die See noch sehr bewegt, doch jene heftigen Windstöße und das stete Heben und Sinken des Schiffes hatten bedeutend nachgelassen. Die Ufer traten auch schon wieder hervor und man war dem Ziele der Reise nicht mehr allzu fern; eine trostreiche Versicherung, welche unten in den Kajüten besser wirkte, als jedes Mittel des Arztes. Sein Rath, wieder auf das Verdeck zu gehen, fand wenig Anklang unter den Patienten, sie schienen alle lieber in liegender Stellung zu verharren. Eine einzige, schon bejahrte Frau, die, obgleich man sie keine Dame nennen konnte, doch etwas sehr Respectables in ihrem Wesen hatte, zeigte sich bereit, seinem Zuspruch Folge zu leisten, und von des Doctors Arm geführt, nahte sie sich dem Platze, an dem die junge Dame immer noch an die Säule gelehnt stand und auf die See schaute. Bei einer leisen Berührung ihres Armes wandte sie sich um und rief freudig überrascht:

„Brigitte, meine liebe, gute Brigitte, wie schön, daß Du wieder da bist! Vielen Dank, Herr Doctor, daß Sie unsere arme Patientin so weit hergestellt und

mir zugeführt haben," fügte sie mit herzgewinnendem Lächeln hinzu. „Nun komm, meine gute Alte, hier setze Dich her, hier oben in der schönen Luft wird Dir bald ganz wohl werden."

Mit liebevoller Sorgfalt war die junge Dame um die alte Frau beschäftigt, sie holte Kissen herbei, ihr einen bequemen Sitz zu schaffen, hüllte sie in warme Tücher, und war auf alle Art bemüht, die Wolken des Unmuthes zu zerstreuen, welche noch immer dunkel und schwer auf dem sonst herzensguten Gesicht der Matrone lagen. Alles Steife und Stolze war dabei aus dem Wesen der schwarzen Dame gewichen und in ihren Bewegungen lagen so viel Anmuth und Grazie, daß die Augen des Malers wie verzaubert an ihr hingen und auch Victor von Fresen so gnädig war, ihr hin und wieder einen Blick zu schenken. Wohin Werner Thorstens Augen gingen, wäre nicht zu sagen gewesen, da er sie mit der Hand beschattet hatte.

„So, siehst Du, ist es nun nicht herrlich hier?" fragte die junge Dame, sich fröhlich an ihre Begleiterin wendend.

„Herrlich? Das ist eine schöne Herrlichkeit, bei

der man man fast das Leben einbüßt," erwiderte die Matrone mit tiefem Grollen.

„Bin meine Lebtage nicht krank gewesen, habe in sechszig Jahren nie mit Doctor und Medicin etwas zu thun gehabt, und nun muß es mir hier so miserabel gehen. Herr, mein Gott, und das nennen die Menschen eine „Vergnügungsreise"!" rief die alte Frau, die Hände in höchster Entrüstung ob solchen Frevels zum Himmel emporstreckend. „Vor dem Krankwerden und dem Tode fürchten sie sich, daß es oft ein Jammer und eine Schande ist, das erbärmliche Thun mit anzusehen, aber solche Seereise, welche sie an den Rand des Grabes bringt, wird zum Plaisir unternommeu. Das sage ich Ihnen, Gnädigste, (wenn die alte Brigitte böse war, nannte sie ihre junge Gebieterin stets Gnädigste) „mich bekommt Niemand wieder auf das Meer, nie in meinem Leben wieder."

„Aber Brigitte, zu Lande führt ja kein Weg zurück, und wenn wir Dir nicht einen Luftballon schicken sollen zur Reise durch den Aether, so müßtest Du gerade auf der Insel bleiben."

„Das ist ja charmant!" Die Matrone blickte so entsetzt und zugleich so ingrimmig darein, ihr ganzes Thun, die Art ihres Scheltens hatte etwas so Hoch-

komisches, daß die Herrn, zu denen das Gespräch nur theilweise drang, die aber die Mienen der originellen Frau bemerken konnten, sich eines Lächelns nicht zu erwehren vermochten. Dies schien ihre augenblicklich menschenfeindliche Stimmung noch zu vermehren und mit stärkerem Grollen fuhr sie fort:

„Mag die Juden nicht leiden, aber in dem Einen sind sie grundgescheidt, daß sie sagen, das Wasser h[illegible] keine Balken und sich ungern dem trügerischen [illegible]mente anvertrauen. Die sind klüger, die bleiben v[illegible] solch herrlicher Lustpartie fort.“

„Hast Du unten in der Kajüte nicht die starke Dame mit den Rabenlocken gesehen, ist das keine Jüdin? Die verspricht sich vollkommene Genesung von dem Seebade.“

„Eine prächtige Vorkur, die wir hier durchgemacht. Um die geschwächte Gesundheit zu stärken und sich von allerlei zimperlichen, eingebildeten Leiden zu erholen, gehen die Leute in's Seebad, machen sich aber auf der Reise erst so furchtbar krank, daß sie sich von dem, was sie erlitten, wohl schwerlich erholen werden. Ja, ja, das ist so eine Einrichtung der Neuzeit, des Fortschrittes. In meiner Jugend, da blieb man fein zu Hause und war gesund und munter und hatte keine

Nerven. Wenn meine Mutter eine solche „Vergnügungsreise" hätte mitmachen sollen, die so in Jammer und Elend endete! denn da unten in den Kajüten war es charmant, höchst anmuthig. Und am meisten habe ich mich über die Musikanten geärgert; sich so elendiglich zu fühlen und dabei die Dudelei zu hören, es war zum Rasendwerden. Daß die Herren Geiger und Trompeter von dem allgemeinen Uebel nicht befreit blieben, hat mich über die Maßen gefreut und ich bin doch sonst nicht schadenfroh. Eigentlich aber hätte man ihnen, als sie sich da unten vor Schmerzen krümmten auch noch eine solche schmelzende Melodie: „Letzte Rose" oder dergleichen aufspielen sollen, damit sie wüßten, wie es thut: „Seekrankheit mit Musikbegleitung."

Die Art, wie die alte Brigitte ihren Zorn hervorsprudelte, war noch drolliger, als die Worte selbst es gewesen; und bei ihrer letzten Aeußerung ernsthaft zu bleiben, ging fast über das Mögliche hinaus. Die beiden jungen Männer, der Lieutenant und der Maler ließen ein helles Lachen ertönen und selbst über Werner Thorstens Antlitz glitt ein humoristisches Lächeln. Auch die junge Dame lächelte, doch ganz verstohlen, denn sie sah, wie der Groll ihrer guten alten Die-

nerin durch das Lachen der Zuhörer noch mehr gereizt wurde und fürchtete, es werde irgend eine energische Zurechtweisung hervorrufen.

Es schien auch etwas Derartiges auf den Lippen der Matrone zu schweben, doch ein Blick ihrer jungen Herrin ließ den Gedanken nicht zu Worten werden. Ein tiefes Schweigen trat von Neuem ein; das Schiff glitt schnell dahin, sich immer mehr der kleinen Hafenstadt, dem ihm gesteckten Ziele nähernd. Nach und nach kamen auch einige der Passagiere, denen später mehrere folgten, zum Vorschein, noch bleich und hohl aussehend; doch mit der Aussicht auf Beendigung der Seereise schöpften sie neuen Muth und neue Kraft. Ein Jeder schaute sich nach seinem Gepäck um.

„Wie mag es meinem Onkel gehen, Brigitte?"

„Der Herr Graf war ziemlich wohl, er schlief; aber der Johann war gar nicht recht bei sich. Auf den werden wir wohl nicht als Hülfe rechnen können. Du lieber Himmel, es ist ein Elend heut zu Tage mit den Männern" — ein bedeutungsvoller Seitenblick streifte die drei seitwärts sitzenden Herren — „im Hause sind sie Einem stets im Wege und wenn man sie mit auf Reisen nimmt, einzig und allein in der Absicht, daß sie sich mit dem Besorgen des Gepäckes

und derartigem beschäftigen, so bekommen sie die Seekrankheit und sind dann gar nicht zu brauchen. Jetzt wird wieder Alles auf meinen Schultern ruhen, und man hat doch auch nur zwei Hände.

„Ich helfe Dir, Du weißt, daß ich brauchbar bin," tröstete sie Renate.

„Das schickt sich auch gerade für Sie; weshalb reisen wir denn mit dem Diener, wenn er nicht wirklich seinen Platz ausfüllen soll? Mir graust schon vor dem Zusammensuchen des Gepäckes."

„Darf ich Ihnen meine Hülfe anbieten, gnädige Frau?" sagte eine tiefe, klangvolle, schon einmal gehörte Stimme neben Renate.

Es war heute ein wunderbarer Diensteifer über Werner Thorsten gekommen, der sehr gegen seine sonst so zurückhaltende Kälte abstach. Beabsichtigte er das Männergeschlecht des neunzehnten Jahrhunderts wieder etwas zu Ehren zu bringen — oder wollte er nur verhindern, daß einer der beiden jungen Herren sich zum Ritter der Dame aufwerfe?

„Sie sind sehr gütig, mein Herr," erwiderte Renate verbindlich, „dennoch hoffe ich, wir werden alles Nöthige ordnen können, ohne Ihnen lästig zu werden."

Es lag trotz aller Artigkeit etwas Abweisendes

mehr noch in dem Tone, als in den Worten und Werner entfernte sich mit einer stummen Verbeugung.

Das Schiff hielt. Eine Scene allgemeiner Verwirrung folgte. Vom Lande drängten sich Diensteifrige herbei, ihre Hülfe anzubieten, Rufe aller Art tönten dazwischen. Hier wurde eine Kiste vermißt, dort war eine Reisetasche vertauscht und mit kampflustiger Miene stürzte sich der wirkliche Besitzer auf den Unglücklichen, welcher ihm sein Eigenthum unwissentlich entfernen wollte.

„Den Wagen für Herrn Müller!“ — „Hier!“ — Denn Herr Müller war so vorsorglich gewesen, sich brieflich einen Wagen zu bestellen. „Hier sind noch zwei Plätze frei!“ tönte es von anderer Seite. Es war das Rufen, Drängen, Stoßen, Schieben, wie es auf Eisenbahnhöfen und mehr noch auf Landungsplätzen herrscht.

Noch etwas schwankend und angegriffen von der Seekrankheit, doch nicht ganz unbrauchbar, that Johann sich nach dem Gepäck um, welches in ziemlicher Fülle vorhanden war; er wurde dabei durch seiner jungen Gebieterin Winke und Zurufe unterstützt, so daß endlich die ganze Anzahl von Koffern, Kisten, Päckchen und Reisetaschen sich beisammen befand. Auf Re-

natens Arm lehnte sich ein alter Herr, dessen gebeugte Gestalt wohl der jungen kräftigen Stütze bedurfte; und so standen sie bei einander, Brigittens Rückkehr erwartend, die gegangen, um einen Wagen zur Fahrt nach dem Stranddorfe zu dingen. Es waren viele Wagen am Landungsplatze gewesen, aber wie es sich bald ergab, nicht genug für die Fortschaffung der an diesem Tage so besonders zahlreich eingetroffenen Fremden. Wohin Brigitte trat, überall ertönte die Antwort: „Schon besetzt!“ — „Längst bestellt!“

Jetzt kam sie zurück, mit flatternden Hutbändern, so eilig stürmte sie daher, und mit vor Aufregung dunkel gerötheten Wangen. Das Bewußtsein, einen ihr gewordenen Auftrag nicht gut oder vielmehr gar nicht ausgerichtet zu haben, war für die pflichttreue Dienerin eine tiefe Beschämung. Der Vorschlag, welchen einer der Kutscher ihr gemacht, in seinem großen Wagen, der noch einige leeren Plätze hatte, hinüberzufahren, war von ihr voll Empörung zurückgewiesen worden. Ihre gnädige Herrschaft, welche daheim in schöner, eigener Equipage fuhr, in solchem jämmerlichen Gefährt zu sehen, wie diese mit grauer Leinwand überspannten Wagen, war schon ein unangenehmer Gedanke für Brigitte, aber dabei dieses Fuhrwerk noch

nicht einmal zu eigenem Gebrauch zu haben, es mit dem Ersten Besten theilen zu sollen, das schien ihr dennoch eine zu haarsträubende Zumuthung. Mit diesem Anerbieten kam sie gar nicht heraus; und dennoch als sie die Noth und Verlegenheit überdachte, in der sie sich befanden, als sie bemerkte, wie ihr alter Herr ermüdet aussah und sich immer schwerer auf den Arm Renatens stützte — da, zögernd und mit großer Ueberwindung theilte Brigitte den Vorschlag des Kutschers mit.

Wie so oft im Leben, erwies es sich auch hier, daß die Herrschaft weniger prätentiös und exclusiv war, als die Diener. So bald als möglich an das Ziel ihrer Reise zu gelangen, war der einzige Wunsch von Onkel und Nichte, zu dessen Erfüllung sie gern Opfer brachten.

„Eilen Sie, Johann, uns die Plätze zu sichern!" sagte der alte Graf.

„Welcher Wagen, Frau Brigitte?"

„Es giebt, dächte ich, keine große Auswahl mehr," erwiderte die Angeredete brummend. „Da, wohin ich zeigte, steht nur noch ein Wagen; doch es ist besser, ich gehe selbst; Ihnen gelänge es trotzdem noch, irgend eine Confusion zu machen, das ist Ihre Stärke, Johann."

Sie eilte von dannen, kehrte aber bald mit langsamen Schritten zurück — die Plätze waren vergeben. Einen Moment fühlte sich selbst Renatens muthiger Geist niedergedrückt; was sollte geschehen? Dann aber sagte sie schnell und fröhlich:

„Thut nichts, Onkelchen; wir lassen uns nicht so leicht aus der Fassung bringen, wir bleiben die Nacht hier im Hotel und fahren dann morgen in aller Frühe nach Dalmaren. Vielleicht ist es noch besser, daß Du erst eine Nacht guten Schlafes genießt.“

„Im Hotel?! Wo mag wohl hier ein Hotel liegen, Gnädigste?“ fragte Brigitte, einen verächtlich geringschätzenden Blick über das kleine, sehr erbärmliche Städtchen gleiten lassend. „Aber nicht wahr, dies Alles gehört mit zur „Vergnügungsreise?“

„Brigitte!“

Es war nur dies eine Wort und nicht einmal besonders laut oder hart gesprochen, dennoch fühlte die Matrone gleich, was ihre junge Gebieterin meinte. Sie hatte einmal wieder von dem ihr gütigst gestatteten Rechte, als langjährige treue Dienerin der Familie mitzusprechen, einen zu freien Gebrauch gemacht. Bat sie auch nicht um Entschuldigung, so wurde doch ihr Benehmen ein anderes; an die Stelle des Miß-

muthes und Grolles trat freundliche Bereitwilligkeit; und sie erbot sich noch einmal Haus für Haus nach einem Wagen zu fragen, vielleicht gelänge es ihr doch, einen aufzutreiben.

„Sparen Sie sich die Mühe, es wäre vergeblich, es giebt hier keinen Wagen mehr; doch der meinige dort und zwar, wie es mir scheint, der beste und bequemste von allen, steht Ihnen, meine Herrschaften, gern zu Diensten.“

Mit diesen Worten deutete Werner Thorsten auf eine Equipage, das einzige von all den Fuhrwerken, welches diesen stolzen Namen verdiente und von Brigitte schon lange mit Neid und Sehnsucht betrachtet worden war. Werner hatte eine Weile angestanden, ob er noch einmal seine vorhin etwas kurz abgewiesenen Dienste anbieten solle; jeder Schein des Aufdringens war ihm schon zuwider; aber die ersichtliche Verlegenheit, in welcher sich die Fremden befanden, der müde Ausdruck im Gesicht und Wesen des alten Herrn machte seinem Schwanken ein Ende. Daß er gerade sehr erfreut gewesen wäre, seinen bequemen Wagen Anderen zu überlassen, sich wenigstens mit einem engen Platze zu begnügen, könnte nicht von ihm behauptet werden, aber er besaß zu viel angeborene Ritter-

lichkeit und Güte, um einer Dame nicht jede Hülfe zu leisten, die in seiner Macht stand.

Renate war durch das freundliche Anerbieten überrascht. Sie wußte, daß sie die Dienste des Fremden, wenn auch höflich, doch bestimmt abgelehnt, und in ihre Antwort mischte sich jetzt ein wenig Verlegenheit.

„Ich weiß nicht, mein Herr, ob es nicht zuviel wäre, Ihre große Güte anzunehmen — dennoch stehen wir rathlos hier“ —

„Deshalb kommen Sie schnell, gnädige Frau, damit Sie bald im bequemen Wagen sitzen, der Sie sicher dem Ziele zuführen wird.“

„Gnädige Frau!“ brummte Brigitte, „was der sich einbildet, das kommt von dem verwünschten Ringe her.“

Renate hattte einen Handschuh abgestreift und an dem vierten Finger ihrer auffallend schönen Hand glänzte ein dicker, goldener Reif, der wohl für einen Trauring gelten konnte.

„Geniren wir Sie in keiner Weise, mein Herr?“ fragte der alte Graf, sich mit verbindlicher Höflichkeit an Werner Thorsten wendend.

„Keineswegs — ich war ja durch nichts gezwungen, mein Anerbieten zu machen.“

Diese sehr logische Bemerkung schlug alle Bedenken nieder. Für das größere Gepäck war bald auf einem Leiterwagen, der zu diesem Zwecke bestimmt, noch Raum gefunden, und so stand nichts der Abfahrt entgegen. Renate und der Onkel saßen schon im Wagen, Brigitte hatte auf dem Rücksitz Platz genommen, während der Diener für sich und einige Reisetaschen auf dem Bock ein Unterkommen zu finden suchte. Werner stand noch am Schlage, mit dem Kutscher über den Weg sprechend, doch erwarteten Alle jede Minute sein Einsteigen.

„Brigitte, gieb jene kleine Tasche her, rücke noch mehr dorthin, damit der Herr nicht beengt wird.“

„Ja, gnädiges Fräulein.“

Das letzte Wort, mit besonderer Betonung und etwas laut gesprochen, traf durch das Gespräch mit dem Kutscher Werners Ohr.

Ein rascher, seltsamer Blick fiel auf Renate, ein Blick, den nur sie bemerkte. Schnell ward der Schlag von dem Fremden, der höflich grüßte, zugeworfen und dahin flog der Wagen, denn die tüchtigen Pferde hatten schon lange, unwillig über die Zögerung, den Boden gestampft.

„Was ist das? Fährt der Herr nicht mit? Halt, Kutscher — aber so halten Sie doch!“

Der Wagen stand, Johann sprang vom Bock, die Befehle seiner Herrschaft auszuführen, so viel er sich aber auch umschaute, von dem Fremden war keine Spur zu entdecken. —

Und wie Renate auch nachdachte, während sie durch köstlich duftende Buchen- und Tannenwälder dahin fuhr, in welchen die warme Nachmittagssonne in goldigen Streifen durch das dichte Gezweig fiel, wie sie auch dachte und sann und das sonderbare Benehmen, den räthselhaften Blick des Fremden zu deuten versuchte, sie fand keine Lösung dafür. —

Zweites Kapitel.

Im Stranddorfe.

Die Strahlen der aufgehenden Sonne erweckten Renate sehr früh am nächsten Morgen und füllten, indem sie durch rothe Vorhänge fielen, ihr hübsches Schlafzimmer mit rosigem Hauche. Es war sonst nicht ihre Gewohnheit, in wachem Träumen im Bett zu liegen, aber an diesem Morgen überließ sie sich für eine kurze Zeit dieser für Viele so angenehmen Beschäftigung. Ihre Blicke schweiften durch das Zimmer, dessen Ausstattung Geschmack und Comfort vereinigte; sie bedachte, wie große Behaglichkeit die Einrichtung des ganzen Hauses zeigte, welches ihr Oheim und sie nach seinem Aufbau als die ersten Miether bewohnten, und es gewährte ihr Freude und Befriedigung, auch hier nicht aller Bequemlichkeit entbehren zu müssen, an die sie daheim gewöhnt. Ihrer selbst

wegen schon war es ihr angenehm, mehr noch um des Onkels willen, damit er nicht zu sehr sein liebes „zu Hause“ vermisse.

Die vor ihr liegende Zeit versprach eine in jeder Beziehung angenehme zu werden und Renate genoß sie schon mit einer Art Vorfreude.

Im Hause war noch Alles still, ja selbst draußen regte sich noch kein Zeichen des Lebens. Als Renate ihre Morgentoilette beendet und die Fenstervorhänge zurückzog, vermochte sie einen Ruf des Entzückens nicht zu unterdrücken über die herrliche Aussicht, welche sich ihrem Auge bot. Am gestrigen Abend waren sie zu spät angekommen, um noch einen vollen, klaren Blick über ihre nächste Umgebung zu gewinnen, heute nun aber sah sie die schöne Landschaft in dem Zauber der Morgenfrische, welcher den Eindruck noch steigerte.

Das Haus stand auf einer kleinen Anhöhe, unweit des Dorfes und war ringsum von einem hübschen Garten umgeben, an den sich auf der Rückseite gleich der Wald anschloß. Ueber den Fahrweg hin lag ein breites Kornfeld, durch dessen noch unreife aber volle Aehren der Morgenwind leise dahin strich, daß sie wie grünlich silberne Wellen auf und nieder

wogten. Weiterhin erblickte man die Dünen und endlich in ihrer Unermeßlichkeit und Erhabenheit die blaue See. Durch die Morgenstille drang ihr leises Rauschen bis zu Renate und erfüllte ihr Herz mit unendlichem Entzücken.

Wie es sie hinzog zum Strande! — und weshalb sollte sie diesem Verlangen widerstehen? Möchte es sich vielleicht besser gepaßt haben, daß sie am Arme ihres Onkels oder von Brigitte begleitet zu einer Stunde, da alle Menschen am Strande promenirten, dorthin gegangen wäre? Nach solchen kleinlichen Aeußerlichkeiten zu fragen, widerstrebte Renatens unabhängigem Sinn, und bald ging sie leise die Treppe hinab, den Schlaf der Andern nicht zu stören. Das Haus war noch verschlossen, doch der Schlüssel hing dicht bei der Thür, und so war Renate bald im Freien, in der frischen, balsamischen Morgenluft. Tiefe Ruhe herrschte noch im Dorfe, kaum daß hin und wieder ein Hund anschlug. Näher, immer näher drang das Rauschen, die wunderbare Melodie, welche mit Worten nicht zu beschreiben ist: Meeresrauschen. Jetzt war Renate am Strande und überwältigt von der Erhabenheit des Anblickes der See, die in so tiefer Bläue und unabsehbarer Weite vor ihr lag, sank sie

jauchzend und schluchzend zugleich auf ihre Kniee nieder.

Wer sie um die Ursache ihrer Thränen gefragt, dem hätte sie wieder antworten müssen: „Ich weine, weil ich so glücklich bin!"

Mit leisem Schritt nahte sich einige Stunden später Brigitte dem Schlafzimmer, um ihre junge Herrin zu wecken.

„Wie fest das Kind schläft," sagte sie halblaut, als auf ihr Klopfen keine Antwort erfolgte. „Ja, ja, das ist ein Vorrecht der Jugend!" Auf den Fußspitzen schlich sie hinein, um mit Verwunderung das leere Zimmer zu finden. „Ich glaube wahrhaftig, sie ist schon um Mitternacht an den Strand gelaufen. Es ist jetzt kaum sechs Uhr und ich liege schon Stunden lang wach. Das gefällt mir gar nicht von Renate; auf unseren Gütern mag sie ihren Einfällen folgen, da weiß Jeder, daß sie das gnädige Fräulein und was sie thut, recht ist, aber hier ist es eine andere Sache. Dennoch ist nichts dabei zu ändern, den unabhängigen Sinn läßt sie sich nicht rauben; den hat sie von der seligen Mutter Gräfin, nur daß diese doch bei alledem mehr auf Stand und Adel hielt. Mit

Renate ist es ein eigen Ding. Solch ein Unsinn, um Mitternacht draußen umherzulaufen!"

„Ja, Du hast recht Deine Noth mit ihr!" rief eine junge Stimme mit fröhlichem Lachen. „Gut, alte Brigitte, daß Du nicht zu meiner Hüterin gesetzt bist, keine Verantwortlichkeit hast für mein Thun. Denn solchen Unsinn, zwar nicht um Mitternacht, doch bei Sonnenaufgang an den Strand zu gehen, werde ich noch oft ausführen. Jetzt aber laß uns schnell zum Werke schreiten, unser Hauswesen so hübsch als möglich einzurichten, wir wollen die mitgebrachten Sachen auspacken und ordnen, damit der Onkel, wenn er zum Frühstück kommt, es schon gemüthlich und behaglich finde."

„Wo hier die große Behaglichkeit herkommen soll, weiß ich nicht; nun, in den Zimmern mag es angehen, aber in der Küche! da giebt es ja nicht einmal einen Mörser, und die Magd, welche ich danach fragte, starrte mich mit großen Augen an, als ob sie mich nicht verstände und versicherte, solch ein Ding fände sich im ganzen Dorfe nicht. Das sind ja wahrhaft heidnische Sitten und Zustände, denn ein Mittagsmahl, bei dessen Zubereitung ich nicht das Klappern des Mörsers höre, kann nach meiner Ansicht kein richtiges,

reguläres Mittagsessen werden. Daß man aber zu einer Vergnügungsreise auch noch einen Mörser mitnehmen müsse, war mir bis jetzt unbekannt."

„Brigitte, Du bist und bleibst ein Original," rief Renate lachend, „versprich mir, nur nicht mehr ein so ingrimmiges Gesicht zu machen, und ich verschaffe Dir als Lohn dafür einen Mörser, daß Du täglich nach Herzenslust damit klappern und uns richtige, reguläre Mahlzeiten bereiten kannst." —

Einige Tage waren verflossen. Anmuthig und behaglich sah es in dem schönen, neuen Hause, „dem Schlosse" aus, dessen obere Etage Graf Waldstein mit seiner Nichte inne hatte; und wenn dies theilweise darin lag, daß die Wohnung selbst viel des Schönen und Bequemen bot, so besaß Renate auch die herrliche Gabe des ordnenden Schaffens, welche allen Räumen, in denen sie waltete, den Stempel der Wohnlichkeit und Traulichkeit aufdrückte. Der alte Herr, welcher ungern sein schönes Gut verlassen, fühlte sich trotzdem bald auf diesem Stückchen Erde eingewohnt und zufrieden, denn Renate hatte gesorgt, daß es ihm hier so heimathlich wie möglich sei.

Nicht so gut war es vielen der anderen Badegäste geworden. Das kleine Stranddorf, durch seine

schöne Lage und den herrlichen Wellenschlag plötzlich zu einem besuchten Badeorte erhoben, vermochte sich nicht schnell genug zu der Höhe aufzuschwingen, um den Anforderungen zu genügen, welche man an seine Einrichtungen stellte. Und trotz aller dieser Mängel, trotz der elenden Wohnungen strömten täglich mehr Fremde herbei, und jedes Kämmerchen und Winkelchen wurde vermiethet. Wo die Bewohner selbst blieben und ein Unterkommen hatten, das war, ungeachtet alles Bemühens, die Lösung zu finden, für Viele ein Räthsel.

In einem ziemlich erbärmlichen Fischerhäuschen, wenn auch noch lange nicht in dem schlechtesten, stand der junge Lieutenant Victor und las die Badeliste, denn es gab wirklich in dem kleinen Stranddorfe Dalmaren eine Badeliste, welche in der nächsten Stadt gedruckt wurde und wöchentlich einmal erschien. Alles, was das Vergnügungscomité und die Badedirection thun konnte, den Ort zu heben, das wurde gewiß nicht unterlassen, aber neben diesen oft großartigen Einzelnheiten fiel dann der Mangel anderer Einrichtungen doppelt auf.

Mit Befriedigung weilte der Blick des Lesenden auf der Nummer 221 der Liste. „Victor Reginald

Otto von Fresen, Lieutenant in des Königs Regiment," das klang doch hübsch.

„Graf Friedrich von Waldstein und Fräulein Nichte."

„Ach, das ist die schwarze Dame, da wird man doch Visite machen müssen, wenngleich das Fräulein nicht nach meinem Geschmack ist."

„Clemens Richter, Maler."

„Dr. med. Oswald."

„Da sind ja alle meine Bekannte vom Dampfschiffe beisammen, es fehlt nur noch der hohe, dunkle Mann mit dem düsteren Antlitz, der so unverschämt vornehm sich benahm. Ein Adliger muß er sein — aber ich finde unter den am 10. Juli Angekommenen keinen Adligen als Graf Waldstein und mich."

„Werner Thorsten, Musiker."

„Sollte das der Fremde sein? Dann wäre es keine Bekanntschaft, die ich cultiviren würde. Weit entfernt, jeden Umgang mit Bürgerlichen zu meiden — in meinem Range und meiner Stellung muß man sogar mit gutem Beispiel vorangehen — lasse ich doch nur solchen die Ehre meiner Gesellschaft zu Theil werden, welche auch wirklich eine Auszeichnung darin finden. Dieser Herr sieht mir nicht aus, als ob er

zu den Letzteren gehöre und sich würde protegiren lassen. „Werner Thorsten, Musiker", ob er es sein mag? Nun, man wird es ja erfahren."

Ja, er war es.

Als Renate eines Abends noch spät in ihrem Zimmer am offenen Fenster stand — die See schien schon zu schlafen und nur ein leises, traumhaftes Murmeln drang bis zu ihr — hörte sie durch die Stille der Nacht die wundervollen Töne einer Geige zu sich heraufziehen. Im ganzen Dorfe waren schon die Lichter erloschen, nur in einem Häuschen, welches jenseits des Fahrweges, unweit von dem ihrigen, neben dem breiten Kornfelde lag, auf das man von „dem Schloß" herabsah, schimmerte noch Licht; und eine hohe, dunkle Gestalt ging mit der Geige im Arm in dem niedrigen Stübchen umher. Renatens scharfe Augen erkannten den Fremden, der sich erst so gütig, dann so sonderbar gegen sie benommen. Auch jetzt fuhr er mit diesem seltsamen Betragen fort. Die anderen Herren hatten sich ihr am Strande durch ihren Onkel vorstellen lassen oder hatten bei ihnen Visite gemacht, und der Arzt so wie der junge Maler waren gern gesehene Gäste in ihrem Hause; doch Werner Thorsten hielt sich absichtlich fern, er vermied sie sicht-

lich. Selbst dem Danke, welchen der alte Graf ihm doch aussprechen mußte, schien er ausweichen zu wollen; und als sie sich eines Morgens beim Herrenbade trafen und kein Entrinnen möglich, hatte Werner die Anrede des Grafen zwar auf das Verbindlichste erwidert, aber weder den Wunsch ausgesprochen, die Bekanntschaft fortzusetzen, noch sich so benommen, daß der alte, liebenswürdige Herr ihn in sein Haus einladen konnte.

Renate hatte viel über den auffallenden Wechsel im Benehmen des Fremden nachgedacht, ja bei seinem sichtlichen Ausweichen jeder Begegnung mit ihr sich eines leisen Gekränktseins nicht erwehren können; jetzt aber in dieser stillen Nachtstunde, als die reinen, goldklaren Töne seiner Geige so zauberisch zu ihr heraufklangen, jetzt war nichts von Groll, auch nicht das geringste Empfinden einer Beleidigung in ihrem Herzen. Ihre ganze Seele war erfüllt von dem Hochgenuß, den das Spiel Jedem, der Sinn für Musik hatte, gewähren mußte; und leicht war für einen Kenner herauszuhören, daß er es hier mit einem wahren Künstler zu thun habe. Aber von Frieden und süßer Ruhe sprachen diese Töne nicht; wild und herzerschütternd stürmten sie dahin, und wenn sie einmal leiser

und sanfter klangen, so war's, als ob Thränen und Seufzer darin zitterten.

Wie gebannt unter der Macht dieses Spieles stand Renate da. Sie achtete es nicht, daß der Nachtwind kühl daherwehte, merkte es kaum, wie die Dorfuhr schon die elfte Stunde verkündete, sie lauschte entzückt und doch mit bang klopfendem Herzen.

„Er ist nicht glücklich — so spielt kein Glücklicher," flüsterte sie. „Wer aber ist denn hier auf Erden glücklich? Ich glaube nur der, der seine Pflicht erfüllt."

Ein ernster, großer Gedanke für die Jugend. Hat Renate schon durch Erfahrung seine tiefe Wahrheit kennen gelernt?

„Gnädiges Fräulein — Fräulein Renate!" klang eine Stimme zu ihr herauf. „Wie unvorsichtig, in der kühlen, feuchten Nachtluft so spät am offenen Fenster zu weilen! Morgen werde ich Sie zu meinen Patienten zählen müssen, und das wird gerade keine leichte Sache sein. Bitte gehen Sie zu Bett!"

„Nein, nein, mein lieber Herr Doctor, eine solche zarte Treibhauspflanze bin ich nicht. der jeder frische Luftzug schadet. Und weshalb sind Sie selbst noch

draußen? Aerzte müssen ihren Patienten mit gutem Beispiel vorangehen."

„Wie kann eine so kluge Dame solchen — verzeihen Sie, aber ich finde keinen passenden Ausdruck dafür — solchen Unsinn schwatzen! Gerade der Arzt kann und muß sagen: „Richtet Euch nach meinen Worten und nicht nach meinen Thaten." Wenn seine Kranken oder besser seine Patienten nachahmen sollten, was sein Beruf ihn zu thun zwingt, dann würde er dem Kirchhofe noch mehr Bewohner zuführen, und es sind ohne dies schon genug, die wir alljährlich dahin spediren. Während Sie, meine Gnädige, ganz unnütz dastehen und nach den Sternen gucken, anstatt, wie es vernünftig wäre, im Bett zu liegen und zu schlafen, rief mich meine Pflicht noch so spät an ein Krankenlager; an das Bettchen eines frischen, hübschen Kindes, welches noch gestern in der Vollkraft der Gesundheit am Strande spielte. Wenn der Herrgott nicht hilft, werde ich den armen Eltern ihr einziges Kleinod nicht retten können."

Die sonst etwas hart klingende Stimme des Arztes war weich geworden, wie stets, wenn er an einem Krankenbett oder von schwerem Leide sprach, und ein tiefes Mitgefühl zitterte darin.

„Steht es so schlimm? Kann ich Ihnen von Nutzen sein, Doctor Oswald? Ich bin nicht unbrauchbar an einem Krankenlager, bitte versuchen Sie es mit mir! In fünf Minuten bin ich bereit. Darf ich kommen?“ bat Renate.

„Nein, es wäre überflüssig. Die Mutter des Knaben ist wohl befähigt, meine einfachen Anordnungen auszuführen. Von Ihnen verlange ich weiter nichts, als daß Sie ganz schnell zu Bette gehen und wie ein gutes Kind in fünf Minuten fest schlafen. In einer Stunde komme ich wieder vorbei, höre ich Sie da nicht schnarchen, so sage ich es dem Oheim, daß Sie bis Mitternacht Astronomie treiben. Und dem guten Herrn dort in der kleinen Fischerhütte, der so schmelzend spielt, dem werde ich auch das Handwerk legen, und ihn kraft meines Amtes als Arzt aus dem Badeort verweisen, wenn er die Fremden durch sein Spiel um ihre Nachtruhe bringt.“

Die Dunkelheit verbarg das Erröthen, welches auf Renatens Antlitz emporflammte; lachend erwiderte sie:

„Und handeln Sie denn besser? Fast eine Viertelstunde halten Sie mich nun hier schon fest. So unhöflich kann ich doch nicht sein, Sie ohne Ant-

wort stehen zu lassen. Mit den Aerzten gut Freund zu sein, das ist nun einmal mein Grundsatz, denn die Herren haben zu viel Macht in ihren Händen, sind zu wenig verantwortlich für ihr Handeln. Nur aus Furcht, daß Sie mich einmal beim Ausüben Ihres Berufes in's Jenseits befördern — und jetzt habe ich weniger als je Lust zu dieser Reise — ertrage ich die Tyrannei, welche Sie nun schon vom ersten Tage Ihrer Bekanntschaft über mich ausüben. Ich glaube wirklich, ich bin auf dem besten Wege, ein Engel an Geduld und Gehorsam zu werden und zwar durch Sie."

„Nun, mit der Engelhaftigkeit hat es gute Wege; davon habe ich noch kein Atom in Ihrer Natur entdeckt, Fräulein Renate. Das ganze Haus steht ja unter Ihrem Scepter vom Onkel an bis auf die arme Brigitte, Alles zittert vor Ihnen. Wenn ich wirklich den Weg gefunden haben sollte, vermöge Ihrer Angst vor einem Giftpülverchen Ihnen ein wenig Respect einzuflößen, Sie etwas kurz zu halten, so würde ich meinen Beruf dafür segnen, und mit Gottes Hülfe den ausgedehntesten Gebrauch davon machen."

„Nehmen Sie sich nur in Acht, damit ich nicht doch noch Ihre Meisterin werde!" rief Renate in dem

scherzenden Tone, welcher zwischen ihr und Doctor Oswald von Anfang an geherrscht.

„Das verhüte Gott! Jetzt aber wirklich zum letzten Mal: gute Nacht! Die Geige schweigt, nun müssen auch Sie zur Ruhe gehen, Fräulein Renate!“

„Gute Nacht! Gott segne Ihre Bemühungen für das kranke Kind!“

Die weiße Gestalt verschwand vom Fenster.

Drittes Kapitel.

Badeleben.

Um die Bewohner des Schlosses, welche außer dem Grafen Waldstein und Renate, noch in einer Commerzienräthin Behrendt mit zwei sehr hübschen, jungen Töchtern bestanden, schaarten sich bald alle Badegäste, wenigstens strebten alle, welche „zur Gesellschaft" zählten, danach, in den glänzenden und belebten Kreis aufgenommen zu werden, und an den Lustbarkeiten Theil zu nehmen, die von ihm veranstaltet wurden.

Es war ein fröhliches und selbst interessantes Leben, welches in dem kleinen Badeorte geführt wurde. Partien zu Wasser und zu Wagen in die reizende Umgebung, herrliche Spaziergänge an dem schönen Strande, die oft mit einem Picknick im Walde endigten, wurden unternommen; während an trüberen Tagen der

große, geräumige Salon des unteren von der Commerzienräthin bewohnten Stockwerkes des Schlosses einen freilich kleineren Kreis versammelte und die Zeit durch Musik, Vorlesen und anmuthige, oft recht witzige Unterhaltung ausgefüllt wurde. Zu diesem engeren Cirkel, sowohl beim Grafen, wie bei Frau Behrendt, zu gehören, war das Streben Vieler, wurde jedoch nur wenigen Auserwählten zu Theil. Daß der Lieutenant Victor festen Fuß darin gefaßt hatte, versteht sich wohl von selbst, wenngleich er diese Auszeichnung Renaten nicht verdankte, die nicht nur gar keine Sympathie, sondern eine leise Abneigung gegen ihn hegte. Zu ihren Schützlingen oder „Sclaven", wie man oft neckend sagte, gehörte der junge Maler, der schon durch sein freundliches, aufmerksames Betragen gegen den alten, kränklichen Grafen sich fast unentbehrlich machte, und vor Allem der Doctor Oswald, auf den man freilich den Ausdruck Schützling nicht gut anwenden konnte, denn eigentlich regierte er die ganze Gesellschaft, und vornehmlich Renate, die sich oft gegen seine Macht sträubte und in stetem Krieg mit ihm lebte, schließlich sich aber doch meist den sehr vernünftigen und klugen Anordnungen und Ansichten fügte und im

Geheimen, niemals aber öffentlich, ihre Zweckmäßigkeit anerkannte.

Werner Thorsten, der auch hier, wie überall, wohin er trat, nicht übersehen werden konnte, war immer noch der Gesellschaft fern geblieben. Verschiedene Versuche, welche die jungen Männer gemacht hatten, ihn einzuführen — selbst Lieutenant Victor war auf den Wunsch von Laura Behrendt, dem Sterne, welchem er huldigte, herablassend genug gewesen, eine Annäherung an Thorsten zu probiren — waren höflich und verbindlich, doch kalt und entschieden zurückgewiesen worden. So war man denn bereit, den Stab über ihn zu brechen, ihn als „unzurechnungsfähig" zu verwerfen, als ein neu angekommener Badegast mit seinen Berichten über Thorsten dessen Person wieder eine große Bedeutung beilegte.

Mit einer gewissen Geringschätzung blickte der junge Mann auf Alle, welche freimüthig genug waren, zu gestehen, daß ihnen Thorstens Künstlerruf unbekannt, daß sein Name noch nie an ihr Ohr geklungen sei. Freilich waren es jetzt nur noch Wenige, die solche Unkunde eingestanden, denn wie mit einem Zauberschlage hatten nun die Meisten von ihm gehört, von seiner Kunstreise, die er vor mehreren Jahren

unternommen, und die ihm besonders in England und Amerika nicht nur fabelhafte Triumphe, sondern auch fabelhafte Summen eingebracht hatte. Dann plötzlich war er ebenso schnell wie er am Himmel der Kunst als Stern aufgeblitzt auch wieder verschwunden. Ob er sich ganz in's Privatleben zurückgezogen, oder ob er, wie ein Anderer behauptete, als Concertmeister an einem der ersten und vorzüglichsten Theater — er wußte nur nicht an welchem — fungire, war Keinem recht bekannt. Niemand vermochte etwas Näheres über seine Privatverhältnisse zu sagen; trotzdem tauchte der Wunsch, den bedeutenden Mann, den berühmten Künstler nun doch in die Gesellschaft zu ziehen, lebhafter denn je auf. Jetzt vergab man ihm alle Launen und Grillen, jetzt, als eine Notabilität, durfte er ja ein Sonderling sein, ja, diese Eigenschaft erhöhte seinen Werth noch. Man entwarf allerlei Pläne, wie man die unschätzbare Persönlichkeit mindestens für den engeren Kreis gewinnen könne. Die jungen, übermüthigen Mädchen gingen so weit, ihm persönlich eine Einladung überbringen zu wollen, so gleichsam die Festung mit Sturm zu nehmen.

„Ich möchte doch wissen, ob der Herr Sonderling den Muth haben würde, uns ein „Nein“ zu ant-

worten," sagte Laura mit einem verstohlenen Blick in den Spiegel, im Stillen entzückt von ihrer eigenen Lieblichkeit, als sie mit ihrer Schwester Arm in Arm aus dem Kreise trat und Beide einen allerliebsten Knix machten. Es war ein reizendes Schwesternpaar, Laura bleich, brünett mit prachtvollem dunklem Haar und Gluthaugen, mit einer vollen und doch zierlichen Gestalt, während Elise eine schlanke, anmuthige Blondine war.

„Finden Sie nicht, meine Herrschaften, daß wir eine ganz leidliche Gesandtschaft abgeben, den hohen Herrn Künstler von Gottes Gnaden in unser Reich zu entbieten, das Scepter dort zu führen — wenigstens bei unseren musikalischen Abenden?"

„Dagegen protestire ich," entgegnete Renate entschieden, „ich finde es stets unerlaubt, wenn man Künstler in die Gesellschaft zieht, um gleich von ihrem Talente Nutzen zu haben. Ich würde mich nie dazu verstehen, solchen Ansprüchen zu willfahren, wenn ich eine Künstlerin wäre."

„Und da Sie ja das schöne Spiel des Herrn so genießen können und sich allabendlich daran erquicken, so entbehren Sie es weniger hier in der Gesellschaft," sagte der Doctor leise, nur von Renate gehört.

Sie sah ihn betroffen an, doch auf seinem klugen Gesichte lag weiter nichts als der Zug guthmüthigen Spottes und Neckens, der oft darauf zu finden war.

„Ich denke, das Kind der armen Familie ist trotz Ihrer Hülfe nicht gestorben," erwiderte Renate. „Was haben Sie denn nun noch so spät draußen zu thun? Vernünftige Menschen gehen um zehn Uhr zu Bett, besonders wenn sie an einem Badeorte sind."

„Ich treibe auch zuweilen Astronomie; es giebt auch für mich Sterne, nach denen ich blicke, die ich studire."

„Doctor Oswald, ich fürchte, Sie sind krank, ein leises Delirium fängt an — wie wär's mit kalten Umschlägen?"

Lachend eilte der Arzt mit großen Schritten davon, während die hochwichtige Frage, ob und wie man den interessanten Fremden in den geselligen Kreis ziehen könne, als etwas Unausführbares verworfen wurde.

Viertes Kapitel.

Doch erreicht!

Die Wagen, welche die Badegesellschaft nach einen reizenden Waldpartie bringen sollten, hielten vor de= verschiedenen Häusern und Hütten im Dorfe. Manches Fuhrwerk war höchst bescheiden, sogar Leiterwagen befanden sich darunter; doch mit Zweigen und Blumen ausgeputzt, machten sie einen ganz freundlichen Eindruck, und ihre Insassen, meist der Jugend angehörend, waren die Fröhlichsten der ganzen Gesellschaft. Vor dem Schlosse standen wie immer die beiden schönsten Wagen, der eine war die eigene Equipage der Commerzienräthin, welche die sehr reiche Frau stets in die Bäder mitnahm, der zweite war ein für die Dauer seines Aufenthaltes vom Grafen Waldstein gemietheter, zwar weniger eleganter, doch bequemer Wagen.

Lieutenant Victor, der unablässige Begleiter der

Behrendt'schen Damen, war auch an dem Tage eifrig um sie bemüht, während der junge Maler und Doctor Oswald im Wagen des Grafen Platz finden sollten.

Endlich waren alle Speise- und Flaschenkörbe, alle Decken, Mäntel und Tücher — denn in Beziehung auf den letzten Artikel vermochte der Doctor nie genug zu bekommen — untergebracht und die Abfahrt konnte beginnen. Nach einem vom Schloßberge gegebenen Zeichen kamen die anderen Wagen aus dem Dorfe heran und unter Jubelgeschrei und Hurrahrufen der Dorfjugend setzte der Zug sich in Bewegung. Der schönste, wolkenloseste Himmel begünstigte die Vergnügungspartie.

Trotzdem schaute Doctor Oswald mit bedenklicher Miene auf einige leichten weißen Streifen am Himmel, aber Renate lachte ihn aus und meinte, er sähe immer Gespenster; ein Gewitter heute sei eine baare Unmöglichkeit; wenn das einträfe, dann — dann wolle sie dem Herrn Wetterpropheten oder Wetterverderber irgend etwas von ihm Gewünschtes erfüllen.

„Ich kann dreist Alles versprechen," rief sie neckend, „zur Ausführung kommt es ja doch nicht."

„Und ich nehme es an, denn so bin ich auf alle

Fälle geborgen. Entweder ein ungestörtes Vergnügen oder durch irgend eine Freundlichkeit, eine Auszeichnung — welches Glückes ich mich noch nicht rühmen kann — vom gnädigen Fräulein für das Unwetter entschädigt."

„Wollen wir nicht auch einen solchen Vertrag schließen?" fragte der junge Maler, der in Renatens Gegenwart stets besonders still und schüchtern war.

„Nein, nein, Herr Richter, das würde zu viel des Guten und dann möchte unser lieber alter Doctor auch eifersüchtig werden."

„Alter?! Als Liebesnamen gegeben, will ich das Wort gern hinnehmen, außerdem müßte ich aber Protest erheben. Halten Sie mich wirklich für alt, Fräulein Renate?"

„Nun, ein Mann nahe den fünfziger Jahren ist doch wahrlich kein Jüngling mehr."

Keine Wimper zuckte, nicht das leiseste Lächeln umspielte Renatens Mund und Niemand konnte bestimmen, ob sie im Scherz oder Ernst spreche. Der Doctor saß einige Momente schweigend da, vielleicht mit der Frage beschäftigt, ob Renate ihn wirklich für so alt hielte. Sein Leben war ein mühseliges, an Arbeit und Entbehrungen reiches von Kindheit an ge-

wesen, eines, das früher den Hauch der Jugend vom Aeußeren streift; aber für zehn Jahr älter gehalten zu werden, als er wirklich war, erschien ihm doch etwas zuviel. Doch es blieb jetzt keine Zeit zu weiteren Discussionen, da man an das Ziel der Fahrt gelangt.

Waldesstille — Waldesduft! Ueber das weiche, schwellende Moos glitten zierliche Füße, zwischen den Stämmen der prachtvollen Buchen schwebten weiße, jugendliche Gestalten; lustige Feuer knisterten — dem Ganzen einen höchst malerischen Anstrich verleihend — den edlen Moccatrank an ihnen zu bereiten; geschäftige Diener eilten hin und her, auch die anderen Genüsse, welche die Behaglichkeit des Lebens erhöhen, zu verabreichen. Es war ein heiteres, wechselvolles Bild, eine fröhliche Gesellschaft. Wie that die schattige Waldeskühle so wohl nach dem sonnigen Wege, der theils längs des Strandes dahingeführt hatte; mit wie vollen Zügen trank man den balsamischen Waldeshauch und lauschte auf das leise Flüstern und Rauschen in den grünen Baumkronen, die so hoch und dicht waren, daß man kaum den Himmel sah! Davon kam auch wohl die Dämmerung her, welche sich nach und nach verbreitete, mehr und mehr schwanden die goldigen Streiflichter und Sonnenreflexe, die ab und zu durch

die hohen Wipfel gefallen waren, und die alten Baumstämme rosig gefärbt hatten. Ein Halbdunkel hatte sich allmälig in dem grünen Tempel verbreitet, welches selbst der in munteren Spielen beschäftigten Jugend auffiel.

Boten wurden an den Saum des Waldes geschickt; Doctor Oswald erstieg einen unweit liegenden Berg und kehrte mit dem Bescheide zurück, ein schweres Wetter sei im Anzuge. Renate blickte ihn schelmisch an und rief abwehrend:

„Glaubt es nicht, er will uns nur schrecken, will wie immer Recht behalten!"

Als beste Widerlegung ihrer Behauptung dröhnte ein Donnerschlag durch den Wald, zwar noch in weiter Ferne, doch schwer grollend. Eine allgemeine Bestürzung bemächtigte sich der Gesellschaft; kein Obdach im ganzen Walde; sollte man heimkehren, oder das Gewitter im Freien abwarten? Die Mehrzahl entschied sich für das Erstere. Wer kann den Flug, den ein Gewitter nimmt, bestimmen, wie oft zieht es vorüber, und läßt nur den fruchtbringenden Regen zurück. Nur nicht gleich so niedergeschlagen sein, um ein Paar dräuende Wolken!

So tröstete Renate und flog hier und dorthin,

die Zaghaften zu ermuthigen, die Diener zu größerer Eile antreibend. Oft auch legte sie selbst mit Hand an, das Werk zu fördern, welches durch die allgemeine Verwirrung nicht zu schnell von Statten ging; treulich folgte ihr Doctor Oswald, als beste Stütze in ihrem Thun. Renate gehörte zu den Charakteren, welche durch Mißgeschicke und Unannehmlichkeiten nicht leicht zu verstimmen sind, sondern gerade dann, wenn Wolken sich thürmen, ihr Licht am hellsten strahlen lassen. Niemand der ganzen Gesellschaft erinnerte sich, sie je freundlicher, liebevoller, theilnehmender, für Alle gesehen zu haben, als gerade an diesem Nachmittage, der so fröhlich und wolkenlos begonnen und nun so traurig zu enden drohte. Denn immer näher und heftiger grollte der Donner, unheimlicher und düsterer wurde es im Walde; und jene dem Gewitter vorangehende Schwere und Beklemmung lag mehr oder minder auf Allen.

Menschen und Sachen waren untergebracht, und der Abfahrt stand nichts im Wege. Der Wagen des Grafen Waldstein, welcher bei der Hinfahrt den Zug eröffnete, war jetzt der letzte, weil Renate erst alle Anderen in Sicherheit sehen wollte, und hier und dort noch zu helfen und zu ordnen fand.

Jetzt endlich saß auch sie im Wagen, ihr sonst etwas bleiches Antlitz war leise geröthet von all ihrem liebreichen, emsigen Walten und Mühen.

„Nun mit Gott vorwärts!" rief sie dem Kutscher zu; und dahin flogen die muthigen Pferde, manche der anderen Wagen überholend. Immer mächtiger rauschte es in den hohen Bäumen, das Gewitter in all seiner Majestät zog heran. Der Donner rollte näher und näher, es zischte und schwirrte in der Luft, und mitten hinein tönte das gewaltige Brausen der See, deren Strande man sich jetzt nahte. Gelbe und bläuliche Blitze flammten dazwischen, die tiefe Dunkelheit grell theilend. Jetzt war der Ausgang des Waldes erreicht, in einer wahrhaft großartigen Macht lag das wilde, aufschäumende Meer, mit seinem fast brüllenden Toben noch das Rollen des Donners übertönend.

Es war eines der schwersten Gewitter, welches Renate je erlebt, und sie mußte all ihre Willenskraft zusammennehmen, um nicht doch zu erzittern im Aufruhr der Elemente. Doctor Oswald's Blicke weilten mit dem höchsten Interesse auf dem Gesichte des jungen Mädchens, auf welchem die wechselnden Empfindungen sich deutlich spiegelten. In den Augen doch hin und wieder ein Zucken der Furcht, des Grauens,

während der charaktervolle Mund deutlich ausdrückte, welche Gewalt sich Renate anthat, die Herrschaft zu behaupten. Jetzt endlich rauschte der Regen in Strömen hernieder, sogar mit Schlossen gemischt; aber damit schien auch der Höhepunkt des Gewitters erreicht. Schon den Regen rieseln zu hören, giebt bei solcher Naturerscheinung eine gewisse Beruhigung. Der ganze Strand war leer, auch nicht ein Fischer draußen; kein Mensch zu erspähen. Und doch — eilte nicht dort ein Wanderer mit großen Schritten dahin? Es schien eine hohe Gestalt, in einen Regenmantel gehüllt, die mit Sturm und Unwetter kämpfte.

„Ein Mensch unbeschützt in diesem Wetter! halt! Lassen Sie den Kutscher anhalten! Mein Himmel, wie kann man so langsam sein, Herr Doctor!"

Der Wagen hielt gerade, als man bei dem einsamen Fußgänger angekommen. Hatte Renate Werner Thorsten erkannt? Gleichviel, sie würde für Jeden diese Menschenfreundlichkeit gehabt haben.

„Rücken Sie zusammen — näher dorthin, Herr Richter!"

Der Diener öffnete den Wagenschlag und Renate streckte ihre weiße Hand, an die sie in der Eile des Aufbruches den Handschuh anzuziehen vergessen, win-

kend aus. Ein Nichtbeachten, ein Ausweichen war für Werner unmöglich.

„Steigen Sie ein, Herr Thorsten, schnell, schnell!“

Er erwiderte etwas von „Raum beengen, ihre Kleider durchnässen.“ Sie lächelte ihn an, ein so liebliches Lächeln hatte noch Keiner auf ihrem Antlitz gesehen.

„Wir haben Platz genug, kommen Sie schnell, ich bitte Sie darum!“

Es zuckte über sein Angesicht, nur sie sah den Kampf, bemerkte wieder den ihr unerklärlichen Ausdruck — dann saß er ihr gegenüber.

„Wie bin ich froh, daß Sie nun auch einmal in unserem Wagen fahren, nachdem wir damals so viel Nutzen von dem Ihrigen gehabt! Wir aber haben uns nicht so lange bitten lassen, nicht wahr, lieber Oheim?“

Anfangs saß Werner Renate einsilbig, fast stumm gegenüber, nach und nach aber schien er das Seltsame seines Benehmens zu fühlen und so mischte er sich nicht nur in das Gespräch, sondern führte die Unterhaltung und zwar auf eine so geistvolle, interessante Weise, daß sie nach Renatens Meinung zu früh nach Hause gelangten. Gewiß war Niemand außer ihr die-

ser Ansicht, denn alle Andern, besonders die, welche im offenen Wagen das Unwetter ausgehalten, waren froh, endlich unter ein schützendes Obdach zu kommen.

Während des Aussteigens vor dem Schlosse, wobei Clemens und der Doctor sich des alten Grafen annahmen, indessen Werner Renate behülflich war, fragte er sie, ob er es wagen dürfe, das so lang Versäumte nachzuholen und seinen Besuch zu machen.

„Wir werden uns immer freuen, Sie in unserm Hause zu sehen, Herr Thorsten,“ erwiderte Renate mit einem freundlichen Abschiedsblick.

Nur der Arzt begleitete sie hinanf, und blieb, von dem Grafen aufgefordert, zum Thee dort. —

Draußen rauschte der Regen nieder, unaufhaltsam und dicht; nicht ein Stern war am Himmel. Renate stand am Fenster und schaute in die dunkle Nacht hinein, gefesselt durch den schwachen Schimmer eines Lichtes.

Doctor Oswald trat heran, aber er stand eine ganze Zeit lang neben ihr, ohne daß sie ihn zu bemerken schien. Endlich, als es geschah, sagte sie freundlicher als sonst, wie um das Uebersehen gut zu machen:

„Mein Freund, Sie wollen mich gewiß an die

verlorene Wette erinnern, und daß ich versprochen, Ihnen in dem Falle einmal etwas zu Liebe zu thun."

„Es ist schon geschehen, indem Sie mich Freund nannten; da Sie nie etwas sagen, was Sie nicht meinen, so geben Sie mir mit diesem Titel mehr als ich erhoffen konnte."

„O, den haben Sie sich durch andere Verdienste erworben, durch Ihr stetes Zanken, Ihre Erziehungsversuche an mir," versetzte sie neckend. „Das aber überhebt mich nicht meiner Verbindlichkeit gegen Sie. Bitte, sprechen Sie einmal einen Wunsch aus — oder könnte ich Ihnen gar nichts gewähren?"

Renate sah den Blick nicht, der in seinen Augen aufleuchtete, gut vielleicht, daß sie ihn nicht bemerkte.

„Nun, so stumm, Doctor Oswald?"

„Wenn ich eine Bitte wage, wollen Sie dieselbe nicht mißverstehen und übel deuten?"

„Sie können nichts von mir verlangen, was mich zu verletzen vermöchte, dazu sind Sie zu sehr Gentleman, deshalb sprechen Sie!"

„Ich wollte Sie bitten, nicht so viel Astronomie zu treiben!"

Renate flammte empor, sie wollte scharf antworten, stolz schaute sie ihn an, aber ihren zürnenden

Augen begegnete ein so treuer, besorgter Blick, daß die Erregung sich davor legte. Es schien ihr besser, das Ganze wie einen Scherz zu nehmen.

„Sein Sie unbesorgt, ich fürchte, das Wetter wird sich für einige Zeit zu keinen astronomischen Betrachtungen eignen, auch Sie werden Ihren Stern nicht am Himmel leuchten sehen."

„Ich fürchte, mein Stern ist mir heute versunken. Gute Nacht — behüte Sie Gott!"

Er war verschwunden, ehe Renate ihm noch ein freundliches oder neckendes Wort nachrufen konnte.

Tiefe, dunkle Nacht — kein Stern am wolkenverhangenen Himmel, aber über den leise rauschenden Regen fort ziehen die goldklaren, herzinnigen Zauberweisen zu ihr hinauf, nur von ihr gehört, da sie allein auf dieser Seite des Hauses ihr Schlafzimmer hat, die Anderen auch schon längst in süßem Schlummer liegen. Doch nicht wild und klagend, von Schmerz durchzittert, klingen heute die Töne der Geige, wie eine melodische, süße Menschenstimme, wie ein Flehen, dem heißen Herzen entquollen, schwebt Schubert's unvergleichlich entzückendes Ständchen, sein sehnsuchtsvolles Liebeswerben daher:

„Leise flehen meine Lieder durch die Nacht zu Dir!“

Renate lauscht — athemlos mit bangklopfendem Herzen lauscht sie. Dann schüttelt ein Beben die hohe Gestalt. Wie abwehrend streckt sie die Hände aus; sie flieht! — flieht vor den süßen, bestrickenden Zaubertönen.

Fünftes Kapitel.

Die Kreise ziehen sich enger.

Werner Thorsten schien das Versäumte nachholen zu wollen, er hatte sich jetzt schon ganz heimisch gemacht in der Gesellschaft, mehr noch in des Grafen Waldstein Hause. Durch ein leichtes Unwohlsein des Oheims wurde auch Renate mehr von dem geselligen Kreise fern gehalten, dennoch war der alte Herr nicht so leidend, um nicht gern einige Freunde bei sich zu sehen, und Werner, den jungen Maler, vor Allem Doctor Oswald rechnete er zu diesen.

Es war eine hübsche, angenehme Zeit für Renate; nie früher hatte das Leben ihr so seine lichte, anmuthige Seite gezeigt, nie hatte eine so tiefe Befriedigung, eine so reine Freude ihre Tage vergoldet. Unter ernsten, hochwichtigen Gesprächen, die Interessen des Tages sowohl als die Pflichten und oft ungelösten

Räthsel des ganzen Daseins behandelnd, verfloß manche Stunde, und Renate lauschte begierig den klugen, gediegenen Ansichten, den reichen Erfahrungen, welche sowohl der Doctor als Werner mittheilten. Waren Beide auch sehr oft nicht gleicher Meinung, so konnte man trotzdem bemerken, daß Beider Principien einem gesunden, reinen Boden entsprossen waren, einem edlen Ziele zustrebten. Wer von ihnen schon weiter in der Entwicklung gekommen, und wenn auch nicht auf einem idealeren, doch trotz aller Praxis auf einem klareren, selbstloseren Standpunkte angelangt, darüber konnte eben nur Renate sich täuschen. Aber noch schöner als diese Stunden, im ernsten Gespräche verbracht, waren jene, in denen der Künstler seine Zuhörer durch sein meisterhaftes, seelenvolles Spiel hinriß, und es gab viele solcher Weihestunden. So ungern und widerstrebend Werner in der Gesellschaft spielte, — meist nur auf einen besonderen Wunsch Renatens — so bereitwillig zeigte er sich stets, in ihrem schönen, traulichen Zimmer seine Geige ertönen zu lassen. Dann war er der Meister, dem sich Alle beugten, dessen Macht Jeder mit Stolz und Demuth anerkannte, dann erschien selbst die alte Brigitte im Vorzimmer, gelockt durch die zauberischen Klänge, und

aus ihrem Herzen schwand das Gefühl einer ihr vielleicht selbst unklaren Abneigung, welche Werner ihr einflößte. —

Es war wieder einer jener lieben, genußreichen Abende, heute hatte Werner nur vor dem Grafen und Renate gespielt, da die ganze übrige Badegesellschaft sich zu einem weiteren Ausfluge vereint, dem sich auch Clemens und Doctor Oswald auf Renatens Wunsch, oder vielmehr, da das nichts helfen wollte, auf ihren Befehl anschließen mußten.

„Ich soll wohl die Todsünde auf mich laden, der Gesellschaft drei ihrer bedeutendsten und liebenswürdigsten Stützen zu entziehen, und die Gunst der Damen, welche mir bis jetzt in so hohem Maße zu Theil geworden, soll sich plötzlich in Haß verwandeln? Nein, morgen Abend ist mein Salon jedem Besuch verschlossen, und meine volle Ungnade trifft den, welcher von der Partie fortbleibt. Wonach sich zu achten, meine sehr edlen Herren," sagte Renate, wenn auch im scherzenden Tone, doch ernst gemeint.

Somit war auch das Edict für Werner erlassen, der sich aber durchaus nicht zur Gesellschaft gehörend betrachtete, ja nur durch Renatens Gegenwart sich mit derselben verbunden fühlte. Sich dahin zu begeben,

wo sie fehle, hätte ihm eine Unmöglichkeit geschienen, mehr als das, der Gedanke es zu thun, kam ihm gar nicht in den Sinn.

Deshalb erschien er zur gewohnten Stunde bei ihr, und zwar in einer Weise, als könne es gar nicht anders sein, als wäre es sein gutes Recht da zu sein, wo sie weile. Renate war tactvoll genug, einzusehen, daß ein Erstaunen, ein Erörtern der Sache dem Ganzen eine viel größere Bedeutung gebe, und in dem scherzenden Tone, in welchem sie es mit Doctor Oswald behandelt haben würde, sprach sie selten mit Werner.

Als der Onkel ganz unverhohlen seine Freude über die Gegenwart des Gastes geäußert, da gestand es sich Renate auch im Stillen ein, wie froh sie sei, daß er ihren Machtspruch nicht als für sich maßgebend betrachtet, und was sie bei Clemens oder Oswald entschieden getadelt haben würde, nahm sie nicht nur freundlich, sondern freudig auf.

Wenn man im Allgemeinen Werner nicht unbedingt das Prädikat eines angenehmen Gesellschafters beilegte — dazu war er von zu stolzer, schweigender Zurückhaltung — so konnte er dennoch von hinreißender Liebenswürdigkeit sein, konnte, wenn er es wollte,

einen Zauber ausüben, dem nicht leicht zu widerstehen war; und diese Macht gebrauchte er an dem Abende im weitesten Umfange, So hatte Renate ihn nie gesehen, es war, als wenn er in einem ganz neuen Lichte vor sie hinträte. Hatte er bis jetzt hauptsächlich durch sein Spiel auf sie gewirkt, so geschah es nun durch den Zauber seiner Rede, durch die Wärme und Herzlichkeit, welche in seinem ganzen Thun und Wesen lag und etwas Bezwingendes hatte. Mit Feuer und Beredtsamkeit erzählte er von seinen Kunstreisen, von seiner Aufnahme an den fremden Höfen seinem Leben in fernen Ländern; mit lebhafter Anschaulichkeit schilderte er sein Zusammensein mit den Koryphäen in allen Zweigen der Kunst und den bedeutendsten Männern der Wissenschaft. Man sah, daß nicht nur der Künstler gereist war und es sich hatte genügen lassen an den Triumphen, welche er erntete, auch der denkende Mensch war forschend und lernend eingedrungen in die mannigfachen Lebensverhältnisse, die Sitten und Eigenthümlichkeiten fremder Völker und Länder, so daß er heimkehrte mit einem Schatze reicher und gediegener Kenntnisse und Erfahrungen. Und diesen Schatz, der bis jetzt ungehoben in seiner Seele gelegen, tief und verborgen vor jedem Auge, er zog

ihn jetzt zum Lichte um Renatens willen. Sie wurde fast geblendet von dem Reichthum, dem Glanze, der sich ihr enthüllte. Wenn auch Renate keine anmaßenden Begriffe von ihrem Wissen, ihrem eigenen Werth hatte, so besaß sie doch schon von Natur eine sehr ausgeprägte Selbstständigkeit, welche die Verhältnisse noch mehr ausgebildet, und es geschah ihr vielleicht zum ersten Male so wie an diesem Tage, daß sie sich unwissend, einfach, fast demüthig klein einem Menschen gegenüber vorkam. Und trotzdem lag in diesem Empfinden nichts Beschämendes, im Gegentheil, das Gefühl, sich unterzuordnen, Jemand in dieser Weise über sich anzuerkennen, schlich leise und lind in dieses stolze Herz.

In Werners Betragen gegen sie lag nichts von Ueberhebung; er schien die Schätze ihr freudig zu Füßen zu legen, und in sein stets zartes, achtungsvolles Benehmen gegen sie mischte sich an dem Tage eine Innigkeit, zuweilen sogar ein Hauch der Zärtlichkeit, welche sie dieser kalten, stolzen Natur kaum zugetraut, welche aber gerade deshalb einen um so tieferen Eindruck auf sie machte. Sonst waren sie oft verschiedener Ansicht gewesen, und Beide fest und starr an ihrer Meinung haltend, hatten diese sogar mit leiden-

schaftlichem Eifer, der hin und wieder in ein wenig Bitterkeit umschlug, vertheidigt. Es war nicht jenes neckende Streiten, welches zwischen Doctor Oswald und Renate geführt wurde, es war etwas Ernsteres, unter dem ein unbefangener Beobachter und Menschenkenner leicht den Kampf, das Auflehnen zweier starken Charaktere gesehen, gegen die Macht, welche einer über den anderen gewann. Renate fand Werner oft zu hart und scharf im Urtheile, zu weit gehend in seinen Ansprüchen an die Frauen, zu engherzig in den ihnen gestatteten Rechten; wohingegen er sich, wenn auch nicht offen tadelnd, doch ganz gut Renate verständlich, über ihre ihm auffallende und zu große Selbstständigkeit aussprach. Aber heute war auch nicht ein Mißton zwischen ihnen. Seine Güte und Milde hatten eine Weichheit in Renate hervorgerufen, welche etwas geradezu Bezauberndes besaß, und eine viel größere Macht über ihn ausübte, als wenn sie in der Gesellschaft ihren brillanten Verstand im Disputiren und Argumentiren entfaltete, oder mit Feuer und Beredtsamkeit für eine Streitfrage auftrat, oft Alle mit auf ihre Seite ziehend, ihn ausgenommen.

O, es war ein Abend mit Entzücken genossen, nie vergessen von Beiden. Gleich einer Insel seligen

Friedens tauchte er noch oft in den Kämpfen und Stürmen des späteren Lebens vor ihnen auf; voll heißen Sehnens blickten sie darauf, wünschten sie sich zu ihm zurück — aber es giebt kein Zurück für uns Sterbliche. Die Fluth des Lebens braust daher, Bestehendes, Gewesenes in ihrem Strome begrabend, doch die Erinnerung schlingt ihre grünen, unverwelklichen Ranken um das Einst und erhält es blühend und lebensfrisch in der stillen Stätte des Herzens. Nein, es giebt kein Zurück, auch nicht eine Minute kehrt in gleicher Weise wieder. — Doch jetzt genossen die Beiden noch die glückseligen Stunden, durch keinen Blick in die Zukunft oder Vergangenheit getrübt, ganz und voll. Zuletzt spielte Werner, er legte sein Herz, seine ganze Seele in die Töne und nicht vergebens klopften sie an die Pforte eines anderen Herzens, das Thor that sich auf, dem Sieger Einlaß zu gewähren, die Jungfrau erkannte den Mann als ihren Herrn und Gebieter an.

Renate saß in der Fensternische und hatte den Kopf in die Hand gestützt. Ihre Augen weilten auf dem Meere, auf dem der letzte Abendschein langsam verglommen mit rosigem Hauch, während seitwärts über den Bergen schon der Mond in silbernem Leuch-

ten schwamm. Das Dorf lag still in friedlicher Abendruhe, die See rauschte ganz leise in der Ferne, und durch das Kornfeld säuselte ein sanftes Wehen. Und über das Alles fort tönten seine Zauberweisen, wie Sabbathglocken klangen sie hinein in Renatens Seele.

Jetzt aber ging er von den Friedensklängen zu Ernsterem, Gewaltigem über, er sang mit seiner Geige das todestraurige, mächtige Lied von Schubert: „Am Meere." Es war, als hörte man eine ergreifende Stimme, welche dort ihr Weh', ihre Liebe klagte; und das Meer rauschte dabei seine urewige Melodie.

„Mich hat das unglückselige Weib vergiftet mit ihren Thränen." — Schrill, weh, verzweiflungsvoll die letzten Klänge, gleich den letzten Lauten eines brechenden Herzens.

Werner war zu Renate herangetreten. Voll und klar traf ein Mondesstrahl ihr edles Haupt und warf seinen Schein auf ihr Antlitz. Große Thränen glitten langsam die Wangen hinab.

„Sie weinen!" rief Werner erschrocken. „Bin ich an diesen Thränen schuld?" Eine unendliche Zärtlichkeit, mit Bangen gemischt, zitterte in seiner Stimme, während seine Blicke auf ihr weilten mit einem Ausdruck, vor dem sie unwillkürlich die Augen

schloß. Aber es war, als dränge er durch die gesenkten Lider bis tief in ihr Herz, dieser Blick der Liebe.

„Sie wissen ja, Herr Thorsten, daß ich oft nicht bin wie andere vernünftigen Menschen,“ sprach sie mit jenem ihr eigenthümlichen Lächeln, welches sie so verschönte, „schon meine ersten Worte damals an Sie auf dem Schiffe bewiesen es, heute können dieselben wieder für mich sprechen:

„Ich weine, weil ich so glücklich bin.“

„Renate!“ Es war zum ersten Mal, daß er sie so nannte, und jede Frau wird wissen, was es bedeutet, den eigenen Namen zum ersten Mal von dem geliebten Manne zu hören.

„Renate!“ wiederholte er noch einmal, während er ihre Hand ergriff und sie fest und warm in der seinen hielt. Worte schienen sich auf seine Lippen zu drängen, Worte unendlicher, glühender Liebe, aber er kämpfte sie nieder. Was bedurfte es zwischen ihnen auch des Aussprechens, wußten sie nicht, was sie einander waren?

„Möge die Zeit nicht fern sein, da ich zu Ihrem Glücke beitragen kann!“

Vielleicht hätte jede Andere eine nähere Erklärung dieser Worte erwartet; manches kluge Mädchen,

welches selbst inmitten der eigenen Gefühlsaufregung die praktische und geschäftliche Seite des Ganzen im Auge behielt, hätte durch eine Frage oder nur durch einen vielsagenden Blick, die bindende Erklärung herbeigeführt, doch nicht Renate, in ihr war eine selige Gewißheit, welche ihr ganzes Sein durchströmte.

„Gute Nacht — segne Sie Gott, Renate!"

Werner eilte von dannen, er vermochte nicht länger so bei ihr zu stehen, ihre Hand in der seinen haltend.

Ja, Gott hatte sie schon gesegnet mit einer Liebe, welche die Erde zum Himmel schuf; sie hatte ihr voll und klar aus Werners Augen entgegengeleuchtet, und vor diesem warmen Strahle war mit Zaubermacht Alles, was in ihrem Herzen keimte, zur vollen Blüthe gereift. —

Sechstes Kapitel.

Es war kein guter Blick.

Es waren schöne Tage, welche die Badegesellschaft in dem kleinen Stranddorfe verlebte. Alle Theile zeigten sich heiter und zufrieden. Interessen entspannen sich und wuchsen weiter, kleine Intriguen, harmlos genug, um nicht wirklich Schaden zu bringen, dienten als Würze und gaben manchen stilleren Stunden einen pikanten Reiz. Selbst die alte Brigitte fing an, sich mit der „Vergnügungsreise" auszusöhnen, um so mehr als sie ihr liebes Fräulein zu neuem Leben erwachen sah und mit stiller Freude bemerkte, wie deren sonst so bleichen Wangen sich zwar nicht in Rosen verwandelten, wie man dies häufiger in Romanen als in der wirklichen Welt findet, doch aber eine frischere, gesundere Farbe annahmen, und

Renate so jung und fröhlich sich zeigte, wie sie nicht mit sechszehn Jahren gewesen war.

Der glücklich herbeigeschaffte Mörser klapperte fröhlich in den Küchenregionen, und wenn Brigitte bei besonders guter Laune war, so weihte sie die unter ihr stehende Magd, ein schmuckes Kind aus dem Dorfe, in die Zweige der höheren Kochkunst ein. Ihre Abneigung gegen Werner Thorsten trat nicht mehr so auffallend zu Tage, obgleich sie in ihrer originellen Art stets erklärte, wie man einen Blick für den schwarzen sonderbaren Mann haben könne, wenn der liebe, prächtige Herr, der Doctor, dabei sei, das könne sie nicht begreifen, das bezeuge einen verdorbenen Geschmack. An dem guten Herrn Oswald sei Alles kräftiger Kern, volle Lebenslust und Herzensfrische, der dunkle, düstere Herr Thorsten käme ihr mit seiner Geige stets wie ein Zauberer vor, ihm fehlte nur noch der rothe Mantel, dann sähe er gerade aus wie im Schlosse Waldstein das unheimliche Bild: „Der Rattenfänger von Hameln", dessen Musik auch alle die Kinder bethörte, daß sie ihm wie närrisch nachzogen.

Renate fragte lachend, ob sie Herrn Thorsten diesen Vergleich wiedererzählen könne.

„Meinethalben. Vielleicht findet er etwas Nützliches darin. In den schlichtesten Worten liegt oft eine weise Lehre. Ich wüßte wohl, was ich mir an seiner Stelle herausnähme," erwiderte die Matrone.

„Und wie gefällt Dir der junge Maler?" fragte Renate, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Ein liebes, gutes Bürschchen, so sanft und zart; der geht auch von einem anderen Zauber gefangen dahin, und kann mit all seinem Sehnen und Schmachten das gewünschte Ziel doch nicht erreichen. Dem armen Jungen möcht' ich gewiß sehr weise rathen, recht bald von hier fortzureisen. Und Jemand anders würde ich auch gern einen Rath ertheilen," fuhr Brigitte fort.

„Doch nur, wenn man Dich darum bitten sollte," erwiderte Renate stolz, indem sie sich abwandte.

Im Salon der Commerzienräthin Behrendt war der gewohnte Freundeskreis versammelt. Vorher hatte eine Probe zu einem Concert stattgefunden, dessen Ertrag das erste Kapital zum Bau einer kleinen Kirche in dem Stranddorfe werden sollte; bis jetzt waren die Einwohner genöthigt, beinahe eine Meile weit nach einem anderen Orte zum Gottesdienste zu wandern. Werner

hatte zuerst entschieden seine Mitwirkung abgelehnt und nur auf Renatens Bitte sich endlich entschlossen, mit ihr und einem jungen Künstler ein Trio zu spielen. Wenngleich Renate keine Virtuosin war, wie man jetzt unter vier jungen Damen meist eine findet, so hatte sie doch das echte musikalische Verständniß und genug gelernt, um ihre Aufgabe in einer Weise zu lösen, welche Thorsten nicht nur überraschte, sondern entzückte.

„Das hätte ich nicht erwartet, gnädiges Fräulein," sagte er, nachdem der erste Satz beendet, „Sie sind ja eine Künstlerin. Weshalb haben Sie nie in dem Salon der Commerzienräthin gespielt? Ich meine, Sie sollten so viel Erbarmen mit unseren Ohren und Nerven gehabt haben, um uns nicht stets diesem Trommeln von Fräulein Behrendt auszusetzen."

„Ich könnte niemals das leisten und so wie Laura spielen, so weit bin ich nicht."

„Gott sei Dank, nein," entgegnete Thorsten mit einem leisen Schauder. „So weit Sie von diesem lärmenden hohlen Virtuosenthum entfernt sind, so nahe stehen Sie der echten Kunst, und ich hätte mich wahrlich nicht so lange bitten lassen, in dem Concerte

mitzuwirken, wenn ich gewußt, welche Freude mir aus dem Zusammenspiel mit Ihnen erblühen würde."

Von dieser Probe, welche im Saale des Kurhauses stattgefunden — denn es gab ein soeben entstandenes Kurhaus — war man gleich zur Commerzienräthin gegangen.

Die hübsche Laura saß an dem eleganten Theetisch, hinter dem silbernen Kessel, mit Geschick und Grazie den belebenden Trank zu bereiten, der an kühlen Abenden nicht verschmäht wurde. Lieutenant Victor, ihr eifrigster Verehrer und nahe daran, seinen alten Stammbaum durch die Mitgift des reichen Mädchens zu vergolden, wich nicht von ihrer Seite, Gruppen standen hier und dort umher. Einige weilten noch auf dem Balcon, unter ihnen Renate und Thorsten, die aber durch das gutmüthige Schelten des Arztes aus der feuchten Abendluft zurückgerufen wurden. Die Glasthüren wurden geschlossen, die Kerzen angezündet, und Alle ließen sich im Salon nieder. Die Unterhaltung, welche in den verschiedenen Gruppen einzeln geführt ward, vereinigte sich zu einer gemeinschaftlichen durch eine Mittheilung, die der soeben eingetroffenen Zeitung entnommen, durch Briefe nicht

nur bestätigt, sondern in den Details geschildert war, und die Gesellschaft in die höchste Aufregung versetzte.

Eines der schönsten und reichsten jungen Mädchen, den höchsten Kreisen angehörend, allgemein beliebt und bewundert, hatte plötzlich das väterliche Haus verlassen, um, wie ein gleich darauf eintreffender Brief meldete, fern in einem fernen, freien Lande sich mit dem Manne zu vereinen, von dem sie hier kirchliche Satzung und der Wille ihrer Eltern schied. Die bestimmte Erklärung ihrer Familie, nie die Einwilligung zu einer Ehe zu geben, zu deren Schließen erst die Scheidung des Mannes von seinem Weibe nöthig gewesen war, habe sie davon getrieben, habe sie in eine Flucht mit ihm willigen lassen, als einziges Mittel, zum Ziele zu gelangen.

Das war das überraschende Ereigniß, von dem Niemand eine Ahnung gehabt — denn die Scheidung mußte in aller Stille betrieben sein — welches Stoff zu den heftigsten Debatten gab, nachdem der Bann furchtbaren Schweigens und Schreckens sich gelöst. Obgleich Anfangs einstimmig ein Ausruf des Entsetzens laut geworden, theilten sich dennoch die Meinungen bald. Alle die, welche der jungen Dame und dem bis dahin hohe Achtung genießenden Manne nahe

gestanden, begannen etwas zu ihrer Entschuldigung hervorzubringen, und je mehr die andere Partei dagegen stritt, desto heftiger wurden die Vertheidiger, vielleicht gerade weil das Ganze so schwer zu entschuldigen war und sie gegen die eigene bessere Ueberzeugung kämpfen mußten.

„Wer Hermine in ihrer milden und echten Weiblichkeit gekannt, der muß eine Entschuldigung für sie suchen und finden," sagte Laura Behrendt.

„Diese echte Weiblichkeit hat sich wahrlich nicht bewährt!" warf Renate, die eifrigste Kämpferin der Gegenpartei, ein.

„Es muß doch eine unendliche, mächtige Liebe gewesen sein, die so alle Schranken zu durchbrechen vermochte," bemerkte Lieutenant Victor, der, weil die Angebetete seines Herzens sich zur Vertheidigerin aufwarf, dieser treu zur Seite stand, aber eben so gut, wenn sie es anders verlangt, gegen die junge Dame zu Felde gezogen sein würde.

„Liebe, unendliche Liebe! Verwechseln Sie doch nicht so die Begriffe, schmähen Sie nicht so das edle Wort!" rief Renate erglühend mit einem bitteren Ausdruck und verächtlichem Achselzucken. „Die rechte

Liebe hebt empor, zieht aber nicht in den Staub hinab."

„Fräulein Renate, Sie sonst so mild und vergebend für alle Irrenden und Fehlenden sind heute von so besonderer Strenge," wandte Doctor Oswald ein.

„Werfen auch Sie sich zum Vertheidiger der Schuld und Sünde auf?"

„Nimmermehr. Doch man kann die unrechte That verdammen und trotzdem für den Unglücklichen, welcher sie beging, welcher vielleicht nach heißen Kämpfen unterlag, nach mildernden Umständen suchen, und so ein weniger scharfes Urtheil fällen. Ich denke stets an das schöne, tiefsinnige Wort des Dichters: „Tout comprendre, serait tout pardonner!"

„Doctor Oswald!" rief Renate erschrocken, „ich könnte irre an Ihnen werden. Für ein solches Thun kann ein rechtlicher Mensch kein Verständniß, keine Verzeihung haben. Bedenken Sie doch, das Mädchen hat ihre Eltern hintergangen, hat einen verheiratheten Mann geliebt, sich von ihm lieben und entführen lassen, ihretwegen ist seine rechtmäßige Gattin verstoßen, die, wie Sie hören, nur gezwungen in die Scheidung gewilligt hat, um jenes Mädchens willen sind

die Kinder dieses Mannes schlimmer daran, als vaterlose Waisen."

„Es war eine sehr unglückliche Ehe; die Frau ist eine Xantippe," warf eine Stimme entschuldigend ein.

„Sehr traurig. Doch giebt dies dem Manne noch lange kein Recht, seinen Eid zu lösen, seinem Weibe die Treue zu brechen und eine Andere zu lieben."

„Der Mensch bleibt Mensch, mehr als er zu leisten im Stande ist, kann er nicht thun. Es giebt Zustände und Lebenslagen, in denen die Kräfte nicht mehr ausreichen, und das Schicksal über dem Haupte zusammenschlägt Bis zu diesem unseligen Schritte ist Robert M., der mir persönlich bekannt ist, ein durchaus ehrenhafter und biederer Charakter, ein braver, ja edler Mensch gewesen. Es muß ein furchtbares Verhängniß mit diesem gewaltigen Gefühl über ihn gekommen sein, das ihn so aller Ehre und Pflicht abwendig machte; ich muß ihn tadeln, doch noch mehr beklagen, mit einem Male vermag ich nicht den Stab über ihn zu brechen, der mir bis jetzt werth und achtbar war. Das junge Mädchen muß eine Zaubermacht besessen haben, kaum hätte ich geglaubt, daß in unseren prosaischen Zeiten noch dergleichen vorkäme," sagte der Arzt düster.

„Und ich meine, er muß höllische Künste gebraucht haben, um unsere stille, liebliche, so mädchenhafte Hermine zu so Furchtbarem zu bestimmen," sprach die Commerzienräthin mit feuchten Augen. „O, Fräulein Renate, wenn Sie das Mädchen gekannt, wie sie so weiß und rosig, so rein und hell gleich einem Sonnenstrahle durch das Leben schwebte, Glück, Freude, Trost verbreitend, wohin sie kam, Sie würden vielleicht milder urtheilen und nicht den ersten Stein aufheben, ihn auf die zarte Blume zu schleudern."

Renate war betroffen von der sichtlichen Rührung, dem tiefen Weh, die aus den Worten und dem ganzen Wesen, der ihr bis dahin sehr oberflächlich erschienenen Frau sprachen. Es war wie eine Mahnung, sich nicht zu überheben, die an ihr Herz schlug. Weicher sagte sie:

„Das junge Mädchen, das fast noch ein Kind, ist in meinen Augen nicht ganz so tadelnswerth. Der ältere Mann mit seinen gereiften Lebenserfahrungen, der durch Eid und Pflicht gebunden, hat viel strafbarer gehandelt. Von ihm ist der erste Schritt ausgegangen; denn welches auf Ehre und Lauterkeit Anspruch machende Mädchen würde — ich sage nicht einen Mann zuerst lieben, das kann geschehen —

aber ihre Gefühle bekennen. Was hat er, der Gatte, auf eine Andere als sein Weib zu blicken, wie kann ein verheiratheter Mann einer Anderen seine Liebe gestehen? Es ist furchtbar — schmachvoll gehandelt!"

Renate glühte vor edlem Zorn, heiliger Entrüstung; wie eine zürnende Göttin war sie anzuschauen, wie eine Priesterin, welche mit vollem Eifer für Wahrheit, Recht und Pflicht stritt.

Ganz zufällig streiften ihre Augen Werner, der unweit von ihr in einer Ecke nahe der Thür lehnte und sich mit keinem Wort in den Streit gemischt hatte. Was machte Renate erbeben, was durchzuckte sie wie eine dunkle Ahnung kommenden Unheiles? Was las sie in seinem Antlitz, das vielleicht noch etwas blasser als sonst war, was in seinen Augen, die sie gleichsam zu durchdringen schienen. Renate wußte sich den Ausdruck seiner Mienen nicht zu deuten, er war ihr ein Räthsel. Aber seine Augen thaten ihr weh' — weh' im Herzen. — Als sie wieder hinschaute, war er verschwunden, ohne Gruß, ohne Abschiedswort hatte er sich entfernt. Sie glaubte, daß sie ihm wieder einmal mißfällig geworden sei, durch ihre eifrige Vertheidigung, ihr heftiges Streiten. Er liebte es nicht, wenn sie „Reden hielt" und

zum Mittelpunkte des Gespräches gemacht wurde. Hatte er ihr dies auch nie in Worten zu sagen gewagt, so wußte sie doch, wie er darüber dachte, und sie hatte sich in letzter Zeit vorgesehen, sich nicht so leicht zum Disputiren reizen zu lassen; an diesem Abend aber vermochte sie nicht zu schweigen, zu gewaltig war sie von dem schrecklichen Ereigniß ergriffen worden.

Noch lange nachdem Werner Thorsten gegangen war, wurde in dem sonst so friedlichen und behaglichen Salon der Commerzienräthin der heiße Kampf verschiedener Meinungen ausgefochten.

Als Renate in ihrem Schlafzimmer stand, harrte sie vergeblich auf die süßen Töne, welche sie allabendlich gleich einem letzten Gutenachtgruß, einem Segensspruch umschwebt hatten. Dunkel waren Werners Fenster — ob er schon die Ruhe gesucht, die Renate floh? Der Blick, mit dem er sie angesehen, wollte sich nicht bannen lassen, er schwebte Unheil verkündend vor ihr, wohin sie sich wandte. Dieser dunkle räthselhafte Blick! Bald war's gewesen, als ob ein Strahl glühender Liebe darin zittere, dann als ob Haß, ja Haß, daraus funkle — nein, es war kein guter Blick.

„Ich werde ihn morgen wieder versöhnen, ich weiß, ich habe die Macht dazu. Und endlich muß es doch zur Entscheidung kommen. Mein Gott, steh' Du uns bei!

Nach einem heißen Gebete fand auch Renate endlich Ruhe.

Siebentes Kapitel.

Die Entscheidung.

Glühend heiß lag die Mittagssonne über dem Stranddorfe, dessen Badegäste sich in die kühleren Räume der Häuser zurückgezogen und, wo Läden oder Marquisen sie schmückten, diese fest verschlossen hatten, um der Hitze den Eingang zu wehren. Der Strand war menschenleer, wie ausgestorben; die heißen Sonnenstrahlen fielen auf den weißen Sand des Bodens senkrecht nieder, ihn zu fast siedender Gluth erwärmend.

Im Walde war es kühl und schattig gewesen, und Renate hatte unter einem der alten, herrlichen Bäume liegend, einen gesegneten Morgen dort verlebt; in dieser weihevollen Stille, so nahe dem Herzen der Natur, war auch wieder Frieden in ihre vom vorigen Abend so tief erschütterte, und von bangen Ahnungen

bestürmte Seele gekommen. — Je höher die Mittagssonne stieg, desto mehr verschwand auch aus diesem grünen Versteck die duftige Frische, und Renate fühlte, es sei Zeit, den Heimweg anzutreten. Sie hatte sich weit von ihrem Hause entfernt; beinahe das ganze Dorf mußte sie durchmessen, um wieder dorthin zu gelangen, und als es in der vollen Mittagsgluth, in fast verblendender Helle vor ihr lag, ergriff sie ein Gefühl des Mißbehagens und der Furcht vor diesem sonnigen, staubigen Wege. Dann aber lächelte sie wieder über diese Regung des Mißmuthes, ja, sie schalt sich, solcher Kleinigkeit überhaupt nur einen Eindruck über sich zu gestatten. Vor ihr war kein Mensch sichtbar, das Dorf lag da wie ausgestorben, die ganze Natur im glühenden Mittagssonnenscheine schlafend und träumend.

„Allein im brennenden Wüstensande," sprach Renate lächelnd vor sich hin, als plötzlich die Stimme des Doctors neben ihr ertönte.

„Guten Morgen, gnädiges Fräulein!"

Eine seltsame Hast, ein befremdendes Zögern lag in des Arztes Ton und Wesen, doch ehe Renate sich darüber äußern konnte, ja, ehe sie sich selbst einmal recht klar darüber wurde, fuhr er fort:

„Wissen Sie, daß Herr Thorsten verheirathet ist — seine Frau heißt Eva und soll sehr reizend sein. Wir hörten es heut Morgen von dem Fremden, welcher uns die erste Auskunft über den Künstler gab."

Doctor Oswald blickte nicht auf. Einen Moment herrschte Schweigen zwischen Beiden, ein Schweigen, welches Todesqualen in sich barg.

„Ich muß fort, Fräulein Renate, ich glaubte nur, daß Sie diese Nachricht vielleicht lieber von mir, als vom Lieutenant von Fresen hörten, der dort eilenden Schrittes auf Sie zukommt, Ihnen die Kunde mitzutheilen."

Als er sie jetzt anschaute, war keine Veränderung mehr in ihrem Gesichte zu bemerken, doch ein leises Zittern lag in der Stimme, mit der sie das einzige Wort: „Dank" aussprach, wobei sie ihm die Hand reichte.

„Dank!" Wie es ihm die Seele durchschnitt! Ihm Dank für den Todesstoß, den er ihrem Herzen, ihrer Liebe gegeben, er, der ihr so gern des Lebens schönstes Glück gereicht.

Ebenso schnell, wie Doctor Oswald neben Renate erschienen, war er auch verschwunden. Sie stand allein auf dem glühend heißen Boden, unter dem sen-

gendem Strahle der Sonne, aber sie fühlte es nicht; es umgab sie noch dieselbe blendende Helle, welche ihr vorhin fast wehe gethan, doch ihr war plötzlich Alles schwarz vor den Augen; Nacht außen und innen.

Und trotz der Betäubung, welche sie erfaßt, wußte Renate es Doctor Oswald Dank, daß er ihr die Mittheilung gemacht; sie verstand mit richtigem Gefühl, weshalb er das ihm gewiß so Schwere gethan, als sie den jungen Officier eilig auf sich zukommen sah, mit einem Gesichtsausdruck, der ihr mißfallen mußte.

„Wissen das gnädige Fräulein schon die überraschende Kunde — aber nein, Sie sind ja seit Tagesanbruch vom Schlosse und Strande fern — welche heute die ganze Badegesellschaft in Aufregung versetzt? Unser Künstler, unser Sonderling und Weiberfeind — freilich eine Dame nahm er davon aus — Herr Thorsten ist verheirathet.“

Wie des jungen Mannes Augen mit Adlerschärfe auf Renatens Gesicht hafteten. Voll Schadenfreude hatte er gehofft, sich an der Niederlage des stolzen Mädchens zu freuen und deshalb Alles versucht, der Erste zu sein, ihr die überraschende Kunde zu hinterbringen. Renate hatte verschiedene Male seine an-

maßende Ueberhebung — nicht gegen sie, sondern im Allgemeinen ausgeübt — in die gehörigen Schranken gewiesen, daß es ihm eine Wonne schien, sich einmal an ihr dafür zu rächen. Doch diese Hoffnung schlug fehl. Sie war ja auf den Schlag vorbereitet. Nicht eine Muskel zuckte in ihrem Antlitz, nicht der leiseste Farbenwechsel zeigte sich und ganz ruhig antwortete sie:

„Ueberraschend? Für mich nicht; ich wußte, ohne Ihre freundliche Mittheilung, daß Herr Thorsten verheirathet ist. Ja, ich kann Ihnen, Herr Lieutenant, vielleicht noch einige näheren interessanten Details angeben. Seine Frau heißt Eva — ist es nicht ein reizender Name? und soll ein entzückendes Wesen sein. Soll ich einmal meine Ueberredungskunst bei Herrn Thorsten versuchen — gegen mich war er ja stets freundlich — und ihn bitten, seine hübsche Frau nachkommen zu lassen? in Ihrem Interesse, Herr von Fresen, Sie lieben es ja besonders schönen F r a u e n den Hof zu machen. —

Der Lieutenant erröthete, theils aus Ueberraschung, einen Ausspruch von ihm, den Renate zufällig gehört haben mußte, so geschickt angewandt zu sehen, mehr aber noch, vor Aerger, daß sie, die er zu kränken, zu demüthigen hoffte, ihm wieder siegreich entschlüpft war,

daß es ihm geschehen, sich so ganz in seiner Annahme zu verrechnen. Denn so harmlos und unbefangen, wie Renate vor ihm stand, konnte keine Frau sein, deren Herz, wie Victor geglaubt, soeben eine tiefe Wunde erhalten. Der junge Mann bildete sich nicht wenig auf seine Menschenkenntniß ein — und besonders auf die Erfahrungen, welche er bei den Frauen gemacht. Er wußte, daß sie Vieles zu verbergen verstehen und oft noch mit blutendem Herzen zu lächeln vermögen, um nur den Zustand ihres Innern zu verschleiern, aber er hatte stets hinter diese Maske geblickt und in dem Lächeln den Seelenschmerz gesehen — doch von dem Allen war hier nichts zu finden. Renate sprach heiter und unbefangen zu ihm, sogar mit einer gewissen schalkhaften Freundlichkeit, die plötzlich einen großen Reiz auf Victor ausübte; denn bisher hatte sie ihn stets oberflächlich und abweisend behandelt; so gingen sie dahin, bis, vor dem Schlosse angelangt, der Lieutenant sich von ihr verabschiedete.

Es war die höchste Zeit, sonst hätte Renatens Kraft sie doch wohl verlassen.

Mit freundlichem Vorwurfe über ihr langes Weilen in der Mittagsgluth empfing Brigitte ihre junge

Gebieterin, aber es lag etwas in deren Wesen, was die alte besorgte Dienerin gleich verstummen machte. Eine kühle Dämmerung herrschte in Renatens Zimmer, gerade das Licht, welches sie sonst liebte; heute sagte sie kurz:

„Schließe die Jalousien ganz, es ist zu hell. — Entschuldige mich beim Onkel, wenn ich nicht zum Mittagessen komme, ich bin übermüdet von dem weiten Wege — ich will nur Ruhe und Dunkel um mich her. — Doch ängstige Dich nicht, Brigitte, ich bin nicht krank, gewiß nicht — morgen ist Alles wieder gut.“ —

Zum Tode erschöpft, sank Renate auf das Sopha nieder. —

Stunde auf Stunde verging; Brigitte schlich leise immer von Neuem an die Thür, aber kein Laut drang zu ihr, und so sehr sie von Sorge und Angst gequält ward — denn Renate hatte etwas ganz Fremdes in ihrem Wesen gehabt — sie wagte trotzdem nicht, die Schwelle zu überschreiten. Zu deutlich hatte ihre Herrin ihren Willen kund gethan, daß sie allein und ungestört sein wolle.

Tiefe Stille herrschte in dem dunklen Zimmer, in dem ein Herz in Todesnoth rang und litt. Es

war ein furchtbarer Kampf, der hier gekämpft wurde.

Nicht nur ihre Liebe sollte Renate aufgeben, mehr als das, die Achtung für den Mann, den dieses stolze, jungfräuliche Herz als seinen Herrn und König anerkannt, den sie hoch gestellt über alle Männer, den Einzigen, den sie je geliebt.

Verheirathet — durch heilige Bande an eine Andere gebunden! hatte Werner es trotzdem gewagt, sie zu lieben und ihre Liebe zu gewinnen. Ein Schauder schüttelte Renate, wie Eis legte sich der niederdrückende Gedanke seiner Pflichtvergessenheit, seiner Ehrlosigkeit, auf die heißen Wogen, welche ihr Inneres durchflutheten. Ihr Stolz, mehr noch ihre tiefverletzte Weiblichkeit wallte zürnend empor vor der schweren Beleidigung, die ihr geworden.

Freilich hatte er ihr nie seine Liebe bekannt und niemals um die ihre gebeten, wenigstens nicht in Worten. Bedurfte es aber zwischen ihnen der Worte, sprachen nicht bedeutungsvolle Zeichen? Werner, der, zwar immer höflich, doch kalt und fern allen anderen Damen blieb, hatte Renate stets in einer Weise behandelt, die deutlich bekundete, daß sie die Eine für ihn in der Welt sei. Es war kein Hofmachen, kein Werben auf die alltägliche Art, es war klar und

einfach das Benehmeu eines Mannes dem Mädchen gegenüber, welches er liebt, mehr als das, welches er zu seinem Weibe zu machen gedenkt. Seit jenem seligen, unvergeßlichen Abende hatte Renate sich ihre Zukunft mit der des geliebten Mannes voll Zuversicht vereint gedacht, ruhig und still wartend, bis er das bindende Wort sprechen und von ihr empfangen würde.

„Verheirathet!" Von allen Wänden starrte es sie an, in Flammenschrift geschrieben, wenn sie einmal die heißen, schweren Augen öffnete, sich zu überzeugen, daß sie wache und kein furchtbarer Traum sie in seinen Banden halte. „Verheirathet!" in der Luft schien das schreckliche Wort zu schweben und sie zischend zu umtönen.

Es war ja nicht nur der Schmerz, daß sie ihm nicht angehören konnte, daß die schöne, goldene Zukunft, die sie vor sich gesehen, zerschellt und in Trümmer gesunken — nein, aber daß sie ihn nicht einmal weiter lieben konnte und durfte, daß sie aus dem Schiffbruche ihres Glückes nicht einmal ihre Liebe, ihre Achtung für ihn zu retten vermochte, dies war der schwerste Schlag, der sie getroffen. O, nun verstand sie seinen Blick vom vorigen Abend, als sie so zürnend und eifrig jenen verheiratheten Mann an-

klagte und verdammte, der die Liebe des jungen Mädchens an sich gerissen. Verachtet hatte sie jenen, verachten mußte sie ihn. Verachten, wo man geliebt hat, tief und innig geliebt hat! — Gott sei gnädig und bewahre jedes Menschenherz vor solchem Jammer!

Hier aber schlug er in hohen Wellen über des armen Mädchens Haupt zusammen. Es war ein so wilder, heißer Schmerz in Renatens Herz, daß kein Trostspruch durchdrang. Sonst, wenn die Leiden und Sorgen der Erde ihr Gemüth bedrückten, da hatte sie sich mit ihrer Seele zum Himmel emporgeschwungen, und in treuem, gläubigem Gebete, mit jener Hülfe ausgerüstet, welche dem Erdenpilger eine feste Stütze ist, hatte sie nach und nach den Kummer zu bewältigen vermocht und was nicht zu ändern war, still getragen, jetzt aber in diesem Elend dachte Renate nicht einmal daran, zu beten. Woher sollte ihr nun Trost kommen, woher der Muth, diese schwere Prüfung zu bestehen?

Er war der Gatte einer Andern — und mit ihr hatte er sich zur Kurzweil amüsirt — mit ihren edelsten, heiligsten Gefühlen hatte er ein freventliches Spiel getrieben! Sie mußte ihn verachten, und wenn an dieser Geringschätzung die Liebe starb, so entkeimte ihr auch wieder die Heilung. Ja, umgeben mit die-

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

sem Panzer der kalten Gleichgültigkeit und Verachtung, so nur konnte sie wieder der Welt und ihm gegenübertreten. Ihr ganzer Stolz lehnte sich auf, sich um einen solchen Mann zu grämen; und dieser Stolz verlieh Renate die Kraft, wenigstens momentan zu thun, als sei ihr gar nichts geschehen.

Sie erhob sich, rief Brigitte, deren Schritt sie draußen gehört, herein und versicherte, sie befinde sich wieder besser, und jemehr die gute Alte sie mit besorgtem Blick betrachtete, weil Renatens Aussehen sowohl, als ihre hastige Weise, ihre Worte Lügen strafte, desto eifriger suchte diese ihre Dienerin von ihrem Wohlsein zu überzeugen. Auch dem Onkel gegenüber war sie von einer fieberhaften Aufgeregtheit und Redseligkeit. Es schien, als müßte sie nur immer sprechen, um nicht zu denken — nicht zu denken.

Aber plötzlich inmitten der Lebhaftigkeit überkam sie die Erinnerung an die vergangene schöne Zeit, an das, was sie gehofft, mehr als das, geglaubt. Ihre Augen blieben an der Fensternische haften, in der sie an jenem Abend gesessen, als die Gewißheit, daß sie geliebt sei, ihr ein neues, schöneres Leben erblühen ließ. Wieder sah sie den Blick jener tiefen, von Liebe leuchtenden Augen, unter dem sie erbebte, wieder hörte

sie jene leisen Worte voll überströmender Zärtlichkeit:

„Möge die Zeit nicht fern sein, da ich zu Ihrem Glücke beitragen kann."

Das war zu viel — jetzt vermochte Renate nicht mehr ihre unnatürliche Rolle aufrecht zu erhalten. Mit einer Entschuldigung, daß es in der Stube zu heiß sei, daß sie frische Luft bedürfe, eilte sie hinaus, im Vorzimmer lag ein Shawl, den sie schnell ergriff, und dann stürmte sie in's Freie.

Durch den Wald hinter ihrem Hause führte ein Weg an den Strand, ohne daß man das Dorf zu berühren brauchte. Weit ab von den Bädern und von den am meisten besuchten Orten hatte Renate einen Lieblingsplatz, den außer ihr nur der Doctor und Werner kannten und oft scherzend die Renatenklippe genannt. Zwischen zackigen Felsstücken war eine kleine Nische gebildet; von drei Seiten begrenzt, gewährte sie vorn durch den erhöhten Standpunkt einen herrlichen Blick auf die See. Alles überschauend, den Strand und das weite Meer, war der dort Sitzende doch dem Auge des unten Vorübergehenden entzogen.

Wie oft hatte Renate hier gesessen in der Abgeschiedenheit, die ihr gerade so wohl gefiel, fern von allen Menschenstimmen und allem weltlichen Regen

und Treiben, nur von dem Rauschen des Meeres umtönt, von seiner Erhabenheit und Allgewalt gefesselt. Und in diese hehren Klänge hatte sich in letzter Zeit ein süßes Lied gemischt, eine Freudenhymne ihrem übervollen, liebenden Herzen entquollen. —

Jetzt saß sie auch dort in ihrem Jammer, der so groß war, daß er sie fast des klaren Denkens beraubte. Das Meer rauschte in hohen Wogen zum Strande, denn der sonnige Tag hatte sich in einen grauen, stürmischen Abend verwandelt, der Wind fuhr ächzend dahin über die Klippen, doch Renate hörte es nicht, sie sah auch nicht, wie Werner Thorsten vom Waldwege aus sich ihr nahte.

Er hatte gefürchtet, daß man ihm zuvorgekommen und Renate die Kunde hinterbracht hatte, welche er ihr aus gewichtigen Gründen in etwas späterer Zeit mittheilen wollte und welche durch den Streit gestern früher zu Tage getreten war; er wußte es, als er jetzt auf sie blickte. Es lag ein so unaussprechlicher Jammer, ein so herzerschütterndes Weh nicht nur in ihrem bleichen Antlitz, sondern auch in ihrer ganzen Stellung, wie sie die Arme über dem Knie gefaltet, die hohe, stolze Gestalt schlaff zusammengesunken dasaß, ein Bild der Verzweiflung, das von dem trüben,

öden Hintergrunde der kahlen Klippen, von der Düsterheit der Natur umgeben, einen um so gewaltigern Eindruck machte.

Werner Thorsten hatte viel Leid in seinem Leben erfahren, ihm waren Seelenkämpfe nicht fremd; doch nie hätte er einen heißen, scharfen Schmerz empfunden, gleich dem, als er Renate, die er stets jugendfrisch, lebensfroh und stolz vor sich gesehen, jetzt so ganz gebrochen erblickte, durch ihn dahin gebracht. Das ergriff ihn mit markerschütternder Gewalt und zog ihn nieder auf seine Kniee. Er hatte nie vor einem Weibe gekniet und nimmer hätten Glück und Liebe den stolzen Mann dazu getrieben, doch was jene nicht vermocht, das gelang dem Schmerz, der Reue und der Selbstanklage.

„Renate!“ flüsterte er mit einer Stimme, deren Zauber sie so ergriff, daß sie die Augen schloß, noch einen Moment vor dem schrecklichen Erwachen den süßen Traum weiter zu träumen.

„Renate, vergieb!“

Sie öffnete die Augen, sah ihn zu ihren Füßen und begegnete seinem Blick, in dem trotz aller Trauer leuchtende Liebe lag. Sie wollte aufspringen, ihre

Hände aus den seinen befreien, doch so sanft er sie hielt, so fest war es.

„Lassen Sie mich los — wagen Sie es nicht, mich in dieser Weise anzusehen!“ herrschte sie ihm zu, ihn mit flammenden, unsäglich geringschätzenden Blicken messend.

Werner hielt ruhig dem Blicke Stand, obgleich er sein Inneres gleich einem Dolchstoß durchzuckte. Sie war in ihrem Recht; der tief verletzte Stolz der Jungfrau, der Zorn über die von ihr so besonders schwer empfundene Kränkung mußte sich erst besänftigen; und er, der die Veranlassung dazu gegeben, mußte nun auch die Folgen tragen.

Fast demüthig, in Lauten, wie sie kein Sterblicher von dieses Mannes Lippen gehört, bat er:

„Hören Sie mich, Renate, ehe sie mich ganz verdammen! Ich wollte nicht eher vor Sie treten, Ihre Liebe zu erbitten, nicht früher von meiner Vergangenheit sprechen, bis ich frei war — die ersten Schritte zu meiner Scheidung sind schon geschehen. Dann aber hoffe ich“ —

„Still, häufen Sie nicht Beleidigung auf Beleidigung! Zwischen uns ist Alles zu Ende, gebe Gott, daß es bald werde, als sei nie etwas gewesen! Und was ist

denn gewesen? Ein Scherz, eine Tändelei, ein Spiel die Langweiligkeit des Badelebens zu verkürzen," fügte sie mit höhnender Bitterkeit hinzu, aber sie erröthete selbst über die ihr so fremde Lüge.

„Renate, schmähen Sie nicht die heiligsten Gefühle des Menschenherzens, beflecken Sie sich nicht durch eine Unwahrheit! Frei und offen will ich es, wenn die Zeit gekommen sein wird, der Welt bekennen, daß ich Sie liebe, wie nur je ein Mann ein Weib geliebt; aber auch Sie werden es nicht leugnen — oder Ihr ganzes Sein müßte eine Lüge sein — daß ich Ihnen werth und theuer war; und wenn ich auch das gleiche Bekenntniß erst von Ihnen erwarte und erflehe, wenn mir als freier Mann das Recht zur Frage zusteht, wenn ich bis dahin Ihr Geheimniß ehren, Ihr Herz wie ein siebenfach versiegeltes Buch betrachten will" —

„Mein Herz kann frei und offen vor Ihnen liegen," rief sie mit fast wilder Heftigkeit, „es soll Ihnen kein siebenfach versiegeltes Buch sein; ich bekenne, daß ich Sie geliebt habe, Werner Thorsten, aber Liebe und Geringschätzung können bei mir nicht zusammen bestehen; ich liebe Sie nicht mehr, denn ich verachte Sie!"

Er sprang empor — er taumelte, von dem furcht-

baren Schlage getroffen; ein Schmerzenslaut, fast wie ein Racheschrei klingend, entfuhr ihm, als Renate mit eisiger Kälte ihm die tödtliche Beleidigung zuschleuderte, die, wäre sie von einem Manne ihm gekommen, nur durch dessen Blut gesühnt werden konnte. Einen Moment blitzten Beider Augen in einander, nicht mit Liebe jetzt — dann wandte sich Werner und stürzte von dannen. —

Und wieder kreuzte Renate die Arme über ihre Knie und senkte das Haupt. Die Wellen rollten zum Ufer heran mit dumpfem Rauschen, und sie war allein auf der öden Klippe im Windesgestöhn, allein mit ihrem Jammer, ihren Thränen; denn jetzt, nachdem das Uebermaß ihres Schmerzes in den unheilvollen Worten über Werner sich ergossen, floß der lindernde Thränenquell.

Achtes Kapitel.

Ich rufe Dich zum Leben.

Am Abend saß Renate wie gewöhnlich im Zimmer des Onkels, den Thee zu bereiten. Sie hatte den Lampenschirm so gestellt, daß ihr Gesicht im Schatten blieb, um die noch immer leicht gerötheten Augen dem Blick zu verbergen. Sonst war in ihrem Wesen auch nicht die geringste Veränderung zu bemerken.

Als Renate die Klippe verließ, da war der erste schwerste Kampf ausgestritten; sie hatte ihr Kreuz auf sich genommen und beschlossen, es so zu tragen, daß Niemand merken solle, wie drückend die Last sei. Nur nicht bemitleidet zu werden, nur nicht zum Gegenstande des Gespräches zu dienen, war der einzige Wunsch, das heißeste Streben der kummerbeladenen Seele, der Stolz bildete jetzt die Triebfeder ihres

Handelns. Sie mußte und sie würde Aller Augen täuschen; Aller? Eines nicht.

Durchschaute Doctor Oswald sie nicht, als er jetzt vor ihr stand? und obwohl er ihre Selbstbeherrschung bewunderte, und ein Anderer keine Veränderung an ihr wahrgenommen haben würde, sah und fühlte er nicht, welcher Schmerzenssturm über sie hereingebrochen war? Ja, verrieth Renate sich nicht selbst in der ungeduldigen, fast unhöflichen Frage, weshalb er heute noch gekommen? Wie sehr mußte sie von anderen Gedanken und eigenem Kummer in Anspruch genommen sein, daß sie bei ihrem Tact den treuen Freund des Hauses so zu kränken vermochte.

„Ich habe den Herrn Doctor um seinen Besuch bitten lassen," erwiderte Graf Waldstein, „und ich kann ihm nicht genug danken, daß er so gütig war, meiner Bitte so schnell zu willfahren." Es lag eine ausgesuchte Höflichkeit in des alten Herrn Ton und Wesen, der, betroffen über Renatens Unfreundlichkeit, diese wieder auszugleichen wünschte. „Ich bin besorgt um meine Nichte, Herr Doctor; sie befand sich heute Mittag so leidend, daß sie nicht zum Diner kam, und nachher war sie von einer so aufgeregten Lebhaftigkeit, die mich auf Fieber schließen ließ. Jetzt erscheint sie

wieder blaß und angegriffen, obgleich sie behauptet, ganz wohl zu sein.“

„Ich werde nachher ein gründliches Examen mit unserer Patientin anstellen, und ich will mich freuen, wenn ich ihr einmal eine recht bittere Mixtur mischen kann,“ entgegnete der Arzt in seiner launigen Weise, nur darauf bedacht, Renaten Zeit zu lassen, sich von der Verwirrung und dem Aerger zu erholen, welche die Worte des Oheims hervorgerufen. Der Doctor hatte bemerkt, wie ihr ungewöhnlich blasses Antlitz sich mit flammender Röthe überzogen, wie Thränen des Zornes in ihre dunklen Augen gestiegen waren, als der alte Graf von ihrem Unwohlsein, ihrer Aufregung sprach, die sie eher vor jedem Anderen, als gerade vor Oswald erwähnt wünschte.

Weshalb mußte er, der es so wohl verstehen konnte, zum Zeugen ihrer beklagenswerthen Schwäche gerufen werden — vielleicht würde er sich etwas darauf zu Gute thun, ein Geheimniß mit ihr zu theilen. Heute Morgen, vom ersten Impulse getrieben, der bei einem edlen Gemüth meist der rechte ist, hatte Renate, trotz des betäubenden Schlages, doch noch so viel Besinnung behalten, Doctor Oswald das Dankeswort zu sagen, denn sie fühlte, daß er ihr einen großen Dienst

geleistet. Wahrscheinlich hätte ihre Selbstbeherrschung doch nicht ausgereicht, um sie vor dem Lieutenant nicht bloßzustellen, wenn er der Erste gewesen, der ihr die schreckliche, unerwartete Nachricht von Werners Verheirathung mitgetheilt. Jetzt aber in dem Gefühle des Stolzes, der nur darauf bedacht war, Niemand ahnen zu lassen, was ihr geschehen sei, mochte sie es dem Doctor als eine Anmaßung auslegen, daß er in dieser Weise zu ihr gesprochen, die ihm, wie sie fürchtete, eine Art Recht über sie verleihen sollte, welches er vielleicht mißbrauchen konnte.

Daß Renate auch nur momentan solchen Gedanken Raum zu geben vermochte, zeigte, welche Bitterkeit und Unklarheit in ihrer Seele herrschten und daß sie des edlen Mannes Charakter nicht erkannt. Als er sich später ganz unbefangen zu ihr wandte, um, wie es der Oheim gewünscht, einige Fragen an sie zu richten, antwortete sie ihm mit so abweisender Kälte, daß sie jeden Andern dadurch beleidigt haben würde; doch nicht dieses große, edle Herz; denn als Doctor Oswald später vor ihrem Hause stand und vor dem Weggehen zu ihrem matt erleuchteten Fenster aufblickte, hinter dem sie, wie er wußte, mit ihrem heißen Schmerze rang, da stieg sein inniges Gebet zu Gott empor, daß

er ihr beistehen möge mit seiner Gnade, daß er, der Allvater, alles ihm persönlich bestimmte Glück, allen Sonnenschein seines Lebens nehmen und ihr Dasein damit schmücken möge! —

Renate ist allein. Sie hat ihr Lager wieder verlassen, denn der segenbringende Schlaf, welcher seinen Zaubermantel über die Erde gebreitet, hat sie nicht in seinen weichen Falten geborgen. Sie steht am Fenster in ihrem dunklen Zimmer und schaut in die sternenlose Finsterniß hinein. An einem Punkte hängen ihre Blicke. In Werners Stube brennt noch die Lampe, obgleich Mitternacht längst vorüber ist. Die Gardine, welche sonst das Fenster verhüllt, ist an diesem Abend nicht zugezogen, und mit ihren scharfen Augen überblickt Renate trotz der Entfernung den kleinen Raum.

Schreibend sitzt Werner am Tische. Vielleicht ist es ein Brief an seine Gattin, der ihn so lange beschäftigt? Renatens Lippen kräuselt ein bitteres Lächeln. Was hat sie noch mit ihm, dem fremden Mann, zu theilen, daß ihre Augen wie gebannt auf ihn gerichtet sind, auf ihn, den sie verachtet? Weshalb folgt sie jeder seiner Bewegungen mit dieser gespannten Aufmerksamkeit, in welche sich mehr und mehr eine selt-

same Angst mischt? Woher kömmt ihr plötzlich der Gedanke, daß Werner nicht an seine Frau, daß er an sie selbst schreibt — eine Erklärung, eine Rechtferitgung vor seinem Scheiden?

Scheiden! Auch Tod ist Scheiden. Es ist, als ob eine Stimme mit geisterhaftem Flüstern ihr die Worte zuraune: „Auch Tod ist Scheiden.“ Wie ein greller Blitzstrahl eine Landschaft momentan in blendende Helle hüllt, so fällt die furchtbare Ahnung mit überraschender Klarheit in das Dunkel, welches Renate umgiebt, hier handle es sich um einen Abschied vor dem Tode.

Sie hat Werner hier und dorthin gehen sehen, ordnend und schaffend, dann wieder ist er ruhelos die Stube durchschritten, wie Einer, der mit schwerer Sorge und Aufregung kämpft, endlich hat er sich von Neuem niedergesetzt und noch schneller fliegt die Feder über das Papier.

Renate wendet die Augen nicht von ihm, damit keine Bewegung ihr entgehe und immer höher steigt die Angst in ihrer Brust. Ist sie zu hart, zu grausam gewesen? Sie hat ihn verdammt, ohne seine Rechtfertigung zu hören. Dem ärgsten Verbrecher wird diese Gunst vom strengsten Richter zugestanden. Sie

aber brach den Stab ohne Zaudern, ohne Erbarmen. Einmal auf dem Wege der Selbstanklage, findet Renate mehr und mehr, was zu Werners Entschuldigung spricht. Sie überdenkt sein Thun und Wesen die ganze Zeit über, strenge Rechtlichkeit, hohe Sittlichkeit in seinen Grundsätzen, Ansichten und in seinem Benehmen, eine Ehrenhaftigkeit in Allem, der nur die des Doctor Oswald gleich kam; so hatte er vor ihr gestanden in seiner ernsten Manneswürde, seiner edlen Natürlichkeit, die so fern von jedem Prunk und Schein war; so hatte er sich ihre Liebe errungen, die Gunst des Oheims und selbst die gute Meinung des Doctors, der, wie Renate fast unbewußt fühlte, ihm eigentlich nicht sehr hold gesinnt war.

Und er sollte ein Ehrloser sein, der ein niedriges Spiel mit ihr getrieben? Welche befremdenden Zweifel steigen in Renate auf? Würde sie jetzt noch den Muth haben, ihm mit dieser Eiseskälte ihre Verachtung zuzuschleudern?

Noch immer fährt er in seinem eifrigen Schreiben fort — wenn es eine Rechtfertigung ist, muß er viel zu seinen Gunsten zu sagen haben, und ohne daß sie weiß, was er schreibt, ist es, als drängen seine Gedanken zu ihr, ihr sein Thun im milderen Lichte

zeigend. Es scheint, als ob ein magisches Band Beider Seelen verbände, als ob ihr Auge mit hellsehender Kraft begabt durch alle Schranken in sein Inneres dringe und dort die Motive seiner Handlungsweise läse. Jetzt sieht sie auch den Grund ein, oder glaubt ihn zu sehen und richtig zu deuten, weshalb Werner die ganze erste Zeit sich ihr so beharrlich fern gehalten. Er muß eine unbestimmte Ahnung gehabt haben, welches Unheil aus ihrem Zusammensein entsprießen würde.

Wo ist der Zorn, die Verachtung, daß Renate Beide als Panzer um ihr Herz lege, es zu schützen, damit mildere Gefühle nicht Eingang gewinnen? Ist Recht nicht mehr Recht, hat sie ihre Grundsätze so bald geändert? Nein, aber seit sie mit kindlicher Demuth ihr Geschick in Gottes Hand gelegt, seit sie neben dem weltlichen Stolz und Trotz noch einen bessern Verbündeten in frommer Kraft und Ergebung gewonnen, der ihr das schwere Kreuz tragen helfen soll, seit Renate wieder weinen und beten konnte, da ist auch ein anderer Geist über sie gekommen. Etwas von der göttlichen Güte und Barmherzigkeit ist auf sie herniedergeflossen, die auf dem dunklen Grunde, welchem Zorn, Stolz und Verachtung entkeimten, auch die süße Blume

der Milde und Vergebung erblühen ließen. Der unrechten That kann ja stets die strengste Rüge gelten, dem, der sie beging, doch eine nachsichtigere Beurtheilung werden.

Bis jetzt hat Renate immer nur ihr Leid empfunden, nicht einen Augenblick hat sie an Werners Schmerz gedacht, der gerade, weil sich Schuld hineinmischt, desto größer sein muß. Jetzt denkt sie seines Wehes, jetzt, da die Starrheit des Egoismus gebrochen, da ihre edle Natur sich wieder durchgerungen, noch nicht zu Frieden und Klarheit, doch aus der Nacht der Verzweiflung, fühlt sie auch für ihn, leidet mit ihm.

Er hat sein Schreiben beendet, die Blätter sind gefaltet, gesiegelt, die Aufschrift ist daraufgesetzt. Nun tritt er zum Fenster; nach ihrem Hause, ihrem Zimmer richtet er den Blick. Vielleicht ist es ein stiller, stummer Abschied von ihr. O, wenn sie sich ihm bemerklich machen, wenn sie ihm zurufen könnte: „Werner, ich nehme den harten, unseligen Ausspruch zurück, ich will Dich und Deine Vertheidigung hören. Wer bin ich, die ich in stolzer Selbstvermessenheit Dich zu verdammen wagte, ich selbst, das fehlende, strauchelnde Menschenkind, das einen andern Verirrten strenger richtete, als Gott, der Weise und Vollkommene? Ja,

ich will Deine Rechtfertigung hören und wenngleich wir scheiden müssen zum Nimmerwiedersehen, und nie wieder Glück und Liebe für mich auf Erden blühen können, so will ich Dich doch nicht anklagen, daß Du mein Herz gestohlen, mein Leben vergiftet; still und versöhnt wollen wir von dannen ziehen, Jeder seine einsame Straße und wollen an einander denken, wie man sich eines lieben Verstorbenen erinnert.

O, wie Renate sich sehnt, ihm diese Worte zuzurufen, wie bitter die Reue an ihrem Herzen nagt! Sie möchte aufspringen und hinstürzen zu ihm, aber wie an den Boden gefesselt, wie von einer Lähmung ergriffen, vermag sie sich nicht von ihrem Platze zu bewegen. Alles Leben scheint in ihren Augen concentrirt, die unverwandt an demselben Ziele haften, damit ihr auch nicht der kleinste Vorgang in jenem Zimmer entgehe.

Jetzt nimmt Werner seine Geige zur Hand; lange weilt sein Blick auf ihr, der Gefährtin seiner einsamen, traurigen Stunden und seiner glänzendsten Triumphe. Er öffnet das Fenster und leise, leise, wie auf Geisterschwingen schweben die Töne eines kleines Volksliedes, einer einfachen, herzigen Weise, die Renate besonders geliebt, die er stets nur vor ihr oder sich allein ge-

spielt, durch die stille, laue Nacht zu ihr. Dann sieht sie, wie er eine Rose aus einem Glase nimmt, wie er sie an seine Lippen drückt und an seinem Herzen birgt. Renate hat ihm die Blume am vorigen Abend gegeben, das erste, das einzig sichtbare Zeichen ihrer Gunst, welches sie ihm je gewährt. Daß er es so hoch halten würde — wieder ein Beweis seiner Liebe, die zwar strafbar, doch aber Liebe ist.

Thränen füllen Renatens Augen, überwältigt von ihrem heißen Schmerz läßt sie das Haupt in ihre Hand sinken, als sie es wieder erhebt, ist das Licht in Werners Zimmer gelöscht, Alles ist dunkel. Gerade in dem entscheidenden Augenblick hat sie ihr Wächteramt vernachlässigt. — Eine furchtbare, sinnverwirrende Angst ergreift sie, wo ist Werner? Ist er in sein Schlafzimmer gegangen, sich ruhig niederzulegen, während sie sich unsinnigen Aengsten und Voraussetzungen überläßt, welche wohl nur ihre aufgeregte Phantasie in dieser dunklen Nachtstunde heraufbeschworen hat, und deren sie sich beim hellen Tage schämen wird? Doch immer von Neuem die Frage: „Wo ist Werner?“ hat er ungesehen von ihr das Haus verlassen? Renate reißt das Fenster auf, sie lauscht athemlos in die Nacht hinein, sie hört nichts, als das

leise Rauschen des Meeres ganz in der Ferne und das laute, ungestüme Klopfen ihres Herzens; sie sucht die Finsterniß mit ihrem Blick zu durchdringen, aber es ist zu dunkel, sie vermag keinen Gegenstand zu unterscheiden.

Was soll sie thun — allbarmherziger Gott, was soll sie thun? Ruhig in ihrem Zimmer bleiben, während er vielleicht dahineilt in den Tod; in einem Anfall der Verzweiflung, wie er ja schon mehr als ein großes und gutes Menschenherz ergriffen und des klaren, vernünftigen Denkens beraubt in den Tod getrieben? Vielleicht war ihr Ausspruch der letzte Tropfen, der den schon so vollen Becher des Jammers überfließen ließ — und sie soll ruhig und müßig stehen, während möglicherweise ein freundliches Wort ihn rettete, die Nacht seiner Seele mit einem Troftesstrahl erleuchtete und ihn zurückführte zur Pflicht gegen Gott und die Menschen?

Plötzlich ist es ihr, als ob der leise Nachtwind ihr ihren Namen zutrage — gewiß eine Täuschung ihrer aufgeregten Sinne, aber sie hört den Ruf: Renate!

Jetzt ist kein Halten und Zaudern mehr, wer kann klügeln und bedenken, wo es sich um Rettung

eines Menschenlebens handelt? Und sei dies selbst eine irrige Annahme, sei ihre Furcht und Angst übertrieben und Werner weile ruhig in seinem Hause — was thut es, daß sie den Gang in die Nacht hinein gewagt? Wenn er überflüssig, welches Glück! wenn sie ihn aber unterließe und man brächte Werner morgen als Leiche heim, wie dann? Wie sollte sie je wieder Ruhe finden? Sie muß fort. Nicht eine Regung der Furcht durchzuckt Renate, als die, daß sie zu spät komme. Sie hat einen Mantel übergeworfen, leise ist sie die Treppe hinabgestiegen, hat eben so geräuschlos die Hausthür geöffnet und ist draußen im Freien. Der große Hofhund will anschlagen, Renatens bekannte Stimme beschwichtigt ihn, aber er zerrt und reißt an seiner Kette, sie soll ihn mitnehmen, wie sie das treue Thier schon oft auf ihren langen, einsamen Wanderungen zur Begleitung wählte. In der Furcht, des Hundes Lärm und Unruhe könne gehört werden, macht Renate ihn frei und gefolgt von ihm, der sie in großen Sätzen umspringt, fliegt sie dahin, die versäumte Zeit durch doppelte Eile einzuholen.

Im Dorfe war es ganz still. Die Fischer schliefen noch fest den gesunden Schlaf, welchen die schwere Mühsal des Tages verleiht, und manche der Badegäste,

an späte Stunden gewöhnt, mochten im ersten Schlummer liegen. Ein tiefer Friede schwebte in der warmen Sommernacht, die trotz ihrer dichten Dunkelheit etwas unendlich Anziehendes hatte, so lau und balsamisch berührte die weiche, etwas feuchte Luft die Wange. Aber die beiden einzigen Menschen, welche hier draußen waren, fühlten nichts von der Schönheit der Nacht in dem heißen Schmerze, der wilden Angst und Verzweiflung, welche ihre Herzen durchwühlte.

Jetzt endlich hat Renate den Strand erreicht, sie fühlt es an dem frischeren Luftzuge, hört es an dem stärkeren Rauschen der See, die doch nur mit leisem Murmeln zum Ufer rollt. Der Hund giebt Zeichen von Unruhe, als wenn er die Nähe von Menschen spürt; zu sehen vermag Renate nichts, so undurchdringlich ist die Finsterniß, doch sie ruft mit lauter, angstvoller Stimme:

„Werner — Werner Thorsten!"

Er fährt empor von seinem Sitz, auf dem er niedergesunken; die Stimme hätte ihn, meint er, aus des Grabes Tiefen erweckt, dennoch spricht er nicht.

„Werner — aus Barmherzigkeit antworten Sie mir!"

Es liegt ein so angstvolles Flehen, eine so zit-

ternde Liebe in den Lauten, daß er nicht schweigen kann.

„Weshalb rufen Sie mich — weshalb kommen Sie zu mir?“

„Ich rufe Sie zum Leben!“

Jauchzend sprang er empor, für ihn ließ dies nur eine Deutung zu.

„Zum Leben, so rufen Sie mich zur Liebe! Renate! Für mich hat das Leben nur einen Schatz, einen Werth, es an Ihrer Seite zu verleben, Ihre Liebe ist sein Ziel.“

„Es bietet noch ein anderes, höheres Ziel, Werner, die Pflicht.“

„Wissen Sie, was es heißt, leben zu sollen mit dem Brandmal der Verachtung auf meiner Stirn und von der Hand der Frau darauf gedrückt, die mir die theuerste war, die ich wie eine Gottheit verehrte und am meisten auf der Welt geliebt. — Mein ganzes Dasein ist eine Kette von Leiden und Entbehrungen gewesen, und die glänzenden Erfolge, welche ich als Künstler errungen, vermochten mich nicht zu entschädigen für das, was mir als Mensch versagt blieb. Nie habe ich ein Vaterhaus, nie einer Mutter Liebe gekannt und besessen; und die eigene Heimath, welche

ich nun gegründet, flieht Glück und Frieden. Eine kurze Zeit der Seligkeit habe ich hier genossen und die Hoffnung gehegt, ich könne ein neues, schönes Leben beginnen. Der Bannfluch der Verachtung, den Sie mir zugeschleudert, hat Kraft und Energie zum ferneren Kämpfen, den Willen, dies elende, unbefriedigte Dasein weiter zu führen, in mir ertödtet. Es war der letzte Tropfen, der den Becher übervoll machte. Ich sehe die beste Lösung aller Verwirrung, alles Jammers, wenn ich sterbe — und ich will sterben."

„Spricht so ein Mann, ein Christ?" entgegnete Renate vorwurfsvoll.

„Vielleicht nicht, aber ein lebenssatter, verachteter Mensch."

„Denken Sie an Ihre Frau" —

„Sie wird glücklicher werden an eines andern Mannes Seite," erwiderte er düster.

„Sterben, sich den Tod geben, welches Aufsehen — mein Name in das Drama eingewebt!" rief Renate mit ihrem alten Ungestüm vorwurfsvoll, „und das nennen die Männer Liebe!"

„Einem Manne, selbst wenn er gefehlt hat, Verachtung für seine Liebe reichen, so äußert sich die Liebe der Frau," entgegnete Werner mit furchtbarer Bitter-

keit. „Sie verlangen viel; nach meinem Schmerze haben Sie nicht gefragt, nicht gezaudert, noch den schwersten Stein zu meiner drückenden Last zu legen; ich aber soll noch in meiner Todesstunde bedenken, ob auch nicht ein Hauch auf Ihren Namen falle, wenn ich meinem Leide ein Ende mache. Ich sollte und durfte nicht mit Ihnen und für Sie leben, auch nicht einmal in Ruhe sterben soll ich Ihretwegen. Das war kein gerechter Einwurf, in ihm verleugnete sich Ihr sonstiger Edelsinn, Renate. Wer würde ahnen, daß mein Sterben kein zufälliges, natürliches war, konnte ich nicht beim Baden verunglückt sein, wer vermochte zu wissen, daß ich freiwillig den Tod gesucht?"

„Ich — und nie wieder würde ich ruhig geworden sein; mein Leben wäre vergiftet gewesen."

„Durch den Tod des Ehrlosen, des verachteten Mannes?"

Ein Aechzen rang sich aus Renatens Brust.

Werner schaute empor; leise, leise war nach und nach die weiße Dämmerung des Sommermorgens heraufgezogen, so daß die Gegenstände zwar noch in Grau gehüllt, doch schon zu unterscheiden waren. Im Osten blühte ganz matt ein heller, rosiger Streif am Horizonte auf, die Ankunft der Sonne verkündend.

Werners Blick heftete sich auf Renate, nachdem jenes Schmerzensstöhnen ihrer Brust entklungen; ein so schweres Leid in ihrem Antlitz lag, aus ihren Augen schien ihm doch eine tiefe, unendliche Liebe entgegenzuleuchten.

Ein Lichtstrahl durchzuckte sein Inneres und ließ sein Herz wild schlagen. Waren jene schrecklichen Worte der Verachtung nicht Wahrheit, hatte die Uebereilung, die Uebermacht des Schmerzes sie ihr nur erpreßt, war's eine Waffe gewesen, die sie ausstreckte zum Schutze gegen die Allgewalt seines Gefühles? Liebte sie ihn dennoch? Wo bleiben plötzlich die Todesgedanken, wie tritt die Welt in einem neuen, schönen und verlockenden Lichte vor ihn hin. Fast athemlos vor innerer Bewegung, wiederholt er noch einmal die Frage:

„Renate, was führte Sie her zu mir?"

„Ich kam, Ihnen zu sagen, daß ich zu schnell gewesen, ungerecht gehandelt, indem ich Sie ungehört verdammte. Ich kam, die Verachtung von Ihnen zu nehmen, die ich im ersten, leidenschaftlichen Schmerze auf Sie gehäuft. Nein, ich verachte Sie nicht — ich fühle, daß ich es nicht kann, denn" —

Ein glühendes Erröthen flammte auf ihrem blei-

chen Angesicht empor, sie vermochte nicht weiter zu sprechen.

„Dann liebst Du mich! Renate, hier in dieser stillen, feierlichen Stunde sprich es aus, sei offen, sei wahr — sage, liebst Du mich? Doch hüte Dich, Deine reinen Lippen noch einmal mit einer Lüge zu entweihen, Tod und Leben hängt von Deiner Antwort ab.“

„Ja, Werner, ich liebe Dich!“

„Nun will ich leben!“ rief er mit wildem Entzücken, und wollte sie an sein Herz reißen, seine Lippen einmal auf ihren blühenden Mund zu drücken.

Sie streckte ihm abwehrend die Hände entgegen.

„Werner, ich kam hierher im vollen Vertrauen zu Ihnen, durch dunkle Nacht allein zu Ihnen.“ Mehr noch sagten ihre Augen.

Er trat zurück; er war ein Mann, der diesen Namen durch seine Selbstbeherrschung verdiente und er wußte seine Leidenschaft zu bekämpfen.

„Sage noch einmal, daß Du mich liebst!“ flehte er in Lauten, welche ihr Herz erbeben ließen.

„Es ist gesagt, ein für alle Male, nicht wieder wird es in Worten zum Lichte treten. Ich wollte es Ihnen mitgeben als Trostspruch beim Scheiden, als

Licht auf ihrem dunklen, einsamen Lebensweg. Denn Sie dürfen an dieses Geständniß keine falschen Hoffnungen knüpfen; diese Stunde darf nicht nur durch keine Lüge, sondern auch durch keine Täuschung entweiht werden. Nie werde ich die Ihre sein, niemals, Werner."

„Und wofür soll ich leben?" brauste er empor, jäh aus dem Himmel gestürzt, in den er sich hineingeträumt.

„Für die Pflicht."

Er erwiderte nichts, aber er blickte trotzig und düster vor sich hin, und Renate sah, er sei in keiner Stimmung, um auf solche Worte zu hören. Sie hatte geglaubt, den Sieg errungen zu haben, nun sollte sie noch einmal beginnen.

„Sie versprachen mir, zu leben — Sie dürfen nicht an den Tod denken!" rief sie mit so herzerschütternder Bitte, daß er gerührt wurde. „Für all das Weh, das Sie über mich gebracht — denn es ist schwer, ein langes, einsames Leben zu tragen — geben Sie mir die eine Entschädigung, den Segen, daß Sie leben wollen. In meine Hand geloben Sie es — Werner, haben Sie Erbarmen mit meiner Qual!"

Sie, der er so viel Schmerz bereitet, die er wenn auch nicht absichtlich, doch getäuscht hatte, stand flehend vor ihm.

„Werner, ich muß fort; die Sonne will am Himmel aufsteigen — aber ich kann nicht gehen, kann es nicht, ohne Ihr Versprechen. Sie nahmen mir mein Glück, nehmen Sie mir nicht auch Ruhe und Frieden! Lassen Sie mir die Erinnerung an Sie als einen Mann, der meiner Liebe werth war. Tragen Sie das Leben, selbst wenn es ein Kreuz ist."

„Ich will es, so wahr mir Gott helfe und mir den sündigen Gedanken vergebe, den nur die schwärzeste Verzweiflung entschuldigen kann, den ein pflichtgetreues Leben sühnen soll. — Wenn ich aber einst frei vor Sie hinträte" —

„Kein Wort mehr heute — wir scheiden ja noch nicht für diese Welt!"

Darf ich Ihnen schreiben — darf ich den schon fertigen Brief Ihnen senden?"

„Ja, ja. Aber so Ihnen Gott gnädig sein soll, und wenn Sie mich je geliebt — werden Sie Ihrem Gelübde nicht untreu!"

„Niemals, Renate. Mein Wort darauf!"

Sie eilte zurück zu ihrem Hause, er wandte sich

tiefer dem Strande zu. Ungesehen, nicht vermißt, erreichte Renate ihr Zimmer. — Als die ersten Fischer an den Strand kamen, die Boote zu rüsten, begegnete ihnen Werner Thorsten, der auch an diesem frühen Morgen, wie schon oft, von weiter Wanderung heimkehrte.

Neuntes Kapitel.

Anscheinend wie sonst.

Renate schlief bis in den hellen Tag hinein, überwältigt von den Erregungen des letzten Tages. Als sie erwachte, stand die Sonne hoch am Himmel und füllte ihr Zimmer mit jenem rosigen Hauche, den Renate so gern mochte. Unwillkürlich erinnerte sie sich dabei des ersten Morgens hier im Stranddorfe, als sie so fröhlich aufwachte und ihr das Leben so glückverheißend zu winken schien, plötzlich, sie wußte nicht, weshalb und woher in Rosenlicht getaucht, wo sie früher nur trübes, einförmiges Grau gesehen.

Was hatte sich von diesen ahnungsvollen Hoffnungen erfüllt? Hier gerade war ihr Lebensschicksal entschieden, ihr Glück zertrümmert worden. Und dennoch, wenn Renate bedachte, wie viel schlimmer es hätte werden können, dann dankte sie Gott, daß er

ihr das bitterste Leid erspart. Als sie in der Nacht in der heißen Angst ihrer Seele dahineilte, hatte sie sich gelobt, sobald sie Werner nur noch lebend fände, alles Andere ruhig und ohne Murren zu ertragen; und wenn sie auch nicht immer dieses Gelübdes eingedenk sein wird, wenngleich in dem langen, einsamen Leben wieder Tage und Stunden kommen werden, da sie seufzend ihr schweres Geschick anklagt, jetzt hält die Dankbarkeit doch den herben Schmerz nieder. Renate war auch eine zu gesunde und kräftige Natur, um, die Hände in den Schooß legend, dem Kummer die alleinige Herrschaft zu gestatten. Sie hatte schon von Kindheit an zu viel schweres Leid erfahren, um nicht zu wissen, daß ein thätiges, rühriges Schaffen und Arbeiten das beste Schutzmittel gegen Verzweiflung ist.

Selten ist ja auch ein Schmerz in seiner ersten Wucht am schwersten zu tragen; da hält die Aufregung, die Ueberzeugung, daß man Opfer bringen müsse, der Wille, dies mit Heroismus zu thun, Leib und Seele in Spannkraft. So lange der Kampf, die Schlacht währt, da stürmen die Kämpfenden siegesfreudig, todesmuthig dahin; erst wenn die Ruhe eintritt und man übersieht, was verloren ging, erst bei den Leichen und Trümmern kommt die Trauer. So auf dem

Schlachtfelde, so im Leben. Erst später, nachdem die Opfer gebracht sind, wenn Alles vorüber ist, wenn das Scheiden zum Nimmerwiedersehen geschehen ist, das Losreißen von dem uns Liebsten und Theuersten auf Erden, erst dann folgt das heiße, nagende Weh, das nicht abläßt von uns, nicht Tag noch Nacht und Herz und Leib verzehrt.

Auch der Gedanke, daß Niemand merken dürfe, was ihr geschehen, ja, daß sie vielleicht noch achtsam und besonnen für Werner mit handeln müsse, hielt Renate aufrecht, und gab ihr Kraft und Ruhe, nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch im eigenen Hause sich in ihrer gewohnten Weise zu bewegen.

Als Brigitte ihr am Vormittage Bücher und Noten von Herrn Thorsten brachte — und häufig waren solche Sendungen zwischen ihnen gewechselt — konnte Renate mit großer Unbefangenheit sagen:

„Es ist mir lieb, diese Bücher zu haben," als hätte sie nicht gewußt, daß in dem Päckchen der verhängnißvolle Brief läge, Werners Erklärung und Rechtfertigung, bei dessen Lesen alle Wunden von Neuem bluten würden.

Ja, selbst Brigitte wurde durch diese Unbefangenheit getäuscht, wenigstens momentan.

Als sie erfahren, daß Thorsten verheirathet sei, war sie in einen furchtbaren Zorn gerathen, den sie freilich nur in ihrem Innern auskämpfen, höchstens den vier Wänden ihrer Stube anvertrauen konnte.

„Sie hatte es ja stets gewußt, daß mit dem schwarzen, düsteren Mann „dem Rattenfänger von Hameln" nicht Alles in der Ordnung sei, hatte es gewußt seit jenen ersten Blicken auf dem Dampfschiff; und als er dann plötzlich wie unklug davon gesprungen, statt mit ihnen in den Wagen zu steigen" — Brigitte hält plötzlich in ihrem Selbstgespräch inne und bleibt auf ihrer stürmischen Wanderung durch die Stube nachdenkend stehen. Eine Erinnerung scheint sie zu beschäftigen, die ihr die Lösung von Werners räthselhaftem Betragen bringt. Was sie damals außer Acht gelassen, daß die seltsame Wandlung in seinem Benehmen eintrat, nachdem sie auf ein Geheiß Renatens mit besonderem Nachdruck: „Ja, gnädiges Fräulein" geantwortet, dieser Umstand erscheint ihr plötzlich sehr wichtig. Werner hatte unbedingt Renate für eine Frau gehalten, und als er erfuhr, daß sie unvermählt sei, mußte er es rathsamer gefunden haben — durch irgend eine mystische Ahnung gewarnt, wie sie dem Menschenherzen kommen und meist nicht beachtet

werden — sich ihr fern zu halten, eine Absicht, die er ja auch noch hier im Badeorte consequent durchgeführt.

Gute alte Brigitte, wenn Du auch nur schlicht und einfach in Deinem Wesen bist, hat Gott Dir doch ein Paar recht helle, klare Augen und gesunden Menschenverstand gegeben; und Du siehst oft mehr und richtiger, als Viele, die sich weit über Dich erhaben dünken.

„Sollte es das gewesen sein?“ sprach die alte Dienerin nachdenklich, „da wäre ja der Herr Rattenfänger am Ende gar nicht so strafbar — obgleich die Augen, mit denen er unser Fräulein zuweilen ansah, auch für einen verheiratheten Mann nicht taugten. Aber die Männer, die Männer sind nun einmal ein gottloses Volk und die Frauen machen sie meist dazu.“ Für die Wahrheit des letzten Satzes starb nämlich die Matrone.

So schien es ihr doch besser, für's Erste noch in ihren Zornesausbrüchen innezuhalten und ihre Augen zu hüten, daß diese nicht, wie sie sich vorgenommen, den Herrn Thorsten beim ersten Wiederbegegnen mit einem Blick tiefster Verachtung niederschmetterten. Und als sie später ihr Herzenskind, denn die würdige

Frau liebte Renate mit der Zärtlichkeit und Treue einer Mutter, so ruhig und gleichmäßig wie früher in ihrem Benehmen sah, da meinte Brigitte, sie sei doch wohl zu vorschnell gewesen, Herr Thorsten möge sich wohl etwas „dem Lichte" zu nahe gewagt haben, doch ihre Renate sei noch heil und gesund.

Die Folge davon war, daß als Brigitte Werner an diesem Tage zufällig auf der Straße begegnete, und er sie wie immer höflich und achtungsvoll grüßte — denn er hegte nicht nur Achtung, sondern sogar Zuneigung für die alte, bewährte Dienerin der Familie, die mit solcher Liebe und Treue Renate ergeben war — daß Brigitte diesen Gruß mit einer bei ihr gegen Thorsten ungewöhnlichen Freundlichkeit und Holdseligkeit erwiderte, ja, daß sie sogar ein Paar tiefsinnige Bemerkungen über das Wetter wechselten. Einige der an den Fenstern oder vor den Häusern sich befindenden Damen — gerade die ärgsten Lästerzungen — die schon den ganzen vorigen Tag sich den Kopf zerbrochen hatten, wie es nun zwischen Herrn Thorsten und Fräulein von Waldstein werden, ob jede Beziehung abgebrochen würde, sahen in Brigittens Freundlichkeit gegen ihn einen neuen Beweis, daß es doch wohl „so schlimm nicht stehen müsse."

Aus was für nichtigen Nebendingen oft große Schlüsse im Leben gezogen werden!

Daß es aber wirklich nicht so schlimm stand, kein Bruch erfolgt sei, davon überzeugte sich die Gesellschaft, als Renate und Werner am Abend zur Generalprobe des Concertes im Kursaal zusammentrafen. Daß Werner vielleicht noch etwas düsterer und schweigsamer als sonst war, fiel bei seinem stets zurückhaltenden und gemessenen Wesen, welches nur Renate gegenüber eine andere Färbung gezeigt, heute nicht auf. Seine große, oft bezaubernde Liebenswürdigkeit hatte er nur in dem engsten Kreise beim Grafen Waldstein entfaltet, und die Kunde, daß er überhaupt so angenehm sein könne, war mehr als Mythe in die Gesellschaft gedrungen, die ja aber dem berühmten Künstler jede Sonderbarkeit als Originalität auslegte und verzieh.

Nein, so forschend auch mehr als ein Augenpaar auf Renate und Werner ruhte, man bemerkte nichts, was darauf schließen ließ, daß zwischen ihnen ein Drama ausgespielt, von dessen Nachwirkung noch jetzt die Herzen zuckten, wenn auch die Lippen lächelten.

Den Künstler mit Fragen nach seiner Frau und weshalb er sie nicht mitgebracht, belästigen zu wollen, wie einige der jungen Herren und vor Allen Lieute-

nant Victor sich gerühmt, wagten sie nicht, Werner war nicht der Mann, Fragen zu beantworten, ja sich diese nur ungestraft stellen zu lassen, die ihm nicht behagten. Zufällig aber hörte Renate das Bruchstück eines Gespräches, welches zwischen Laura Behrendt und dem jungen Herrn stattfand, welcher zuerst Näheres über Werner Thorsten mitgetheilt.

„So ist seine Frau hübsch?"

„Entzückend, eine wundervolle Blondine mit nachtschwarzen Augen; die reizendste Frau, die ich je gesehen."

Die hübsche, gefallsüchtige Laura sah den Herrn mit Blicken an, die deutlich sagten, sie finde ihn nicht sehr höflich und galant.

„Ich sagte die reizendste Frau, mein gnädiges Fräulein, das schließt nicht aus, daß es noch viel holdseligere Mädchen giebt."

Renate erröthete vor Unwillen über die Kleinlichkeit ihrer Mitschwester, solche Schmeicheleien zu erzwingen, Laura aber schien sehr wohl damit zufrieden, denn sie gab dem Assessor eines ihrer süßesten Lächeln, worüber Lieutenant Victor, der es bemerkte, in einige Unruhe gerieth und zu überlegen begann, ob es doch wohl nicht hohe Zeit sei, den kleinen Gold-

fisch in sein Netz zu ziehen, ehe ein anderer geschickter Angler sich der Beute bemächtige. Es war nur noch das altadelige Blut, welches sich auflehnte eine Bürgerliche in die Familie zu bringen.

Indessen setzte Laura die Unterhaltung fort mit der Frage:

„Wenn aber die junge Frau so unwiderstehlich reizend ist, wie kam sie dazu, den düsteren, häßlichen Herrn Thorsten zu heirathen?"

„Gnädiges Fräulein, mancher Andere würde diese Frage mit der Gegenfrage beantworten: „Wie kam es, daß er sie erwählte unter den Hunderten, die für den berühmten Künstler, den interessanten Mann schwärmten, dessen Gattin zu werden den Damen der höchsten Aristokratie, Reichsgräfinnen und Fürstinnen sogar, ein beneidenswerthes Loos schien. Seit der Liszt-Schwärmerei hatte man in der süddeutschen Residenz nichts Aehnliches erlebt und das war noch Alles nichts im Vergleich zu dem Fanatismus, den der berühmte Geigenspieler im Auslande erweckt. Und gerade je ferner er sich von den Damen hielt, desto anziehender ward er denselben. Es wäre auch wohl kaum der kleinen Eva Treuburg gelungen, ihn in die Fesseln der Ehe zu schlagen, wenn sie sich nicht fast

compromittirt hätte durch ihre Leidenschaft für ihn, aus der sie gar kein Hehl machte. Sie war ein so seltsames kleines Wesen — ein Kind, noch kaum siebenzehnjährig und eben aus der Pension genommen — daß, wenn Thorsten sich nicht rühren ließ, sie ihm vielleicht nachgereist wäre. Die Sache machte damals Aufsehen, aber einem so schönen Mädchen vergiebt man viel und überdies stellte Herr Thorsten gleich nach seiner Heirath die junge Frau auf einen so festen und sichern Standpunkt, und sie selbst, strahlend vor Glück, war so reizend und echt weiblich nun, daß man nicht das Geringste an ihr auszusetzen fand."

„So ist es also eine glückliche Ehe? Herr Thorsten sieht eigentlich nicht danach aus!"

„Ich kann es weder bejahen, noch verneinen, ich verließ damals jene Gegend und habe lange nichts von ihm gehört, traf ihn hier zum ersten Male wieder."

Renate saß unweit, athemlos lauschend, obgleich sie gezwungen wurde, hin und wieder eine von der andern Seite her an sie gerichtete Frage zu beantworten, denn auch hier huldigte man dem Grundsatz, daß es sich mit Musikbegleitung sehr gut schwatzen läßt. Vielleicht hätte Renate noch mehr des sie Interessi-

renden erfahren, wenn sie nicht freiwillig der Lockung entsagt hätte; es schien ihr kleinlich und niedrig, gerade für sie, so in Werners Familiengeschichte eingeweiht zu werden, in Einzelnheiten zu dringen, welche er selbst ihr aus Achtung gegen seine Frau verschwiegen. Ihr Antlitz glühte, als hätte sie geforscht und spionirt, und so bald eine Pause es ihr möglich machte, stand sie auf und wechselte den Platz.

Renate hatte den ganzen Abend noch nicht mehr mit Thorsten gesprochen, als das, was bei dem Zusammenwirken ihres Spieles nöthig war. Beim Nachhausegehen legte sie ihren Arm unaufgefordert in den seinen, mit einer Ruhe und Sicherheit, welche zeigte, wie eine Frau doch viel mehr und besser ihre Gefühle zu beherrschen und zu verbergen weiß, als der Mann. Werner zuckte zusammen, doch durch Renatens Unbefangenheit und Ruhe wurde auch er gefaßter. Sie gingen inmitten einer ganzen Gesellschaft, trotzdem fügte es sich, daß sie einmal bei dem Abschiednehmen einiger jungen Damen allein standen.

„Ich komme morgen nicht zum Concert," sagte Werner düster und aufgeregt. „Ich kann mir den Zwang nicht anthun, ruhig und gleichgültig zu sein in dieser Stimmung."

„Man kann Alles, was man will," erwiderte Renate fest.

„Nun, dann will ich nicht," versetzte Werner trotzig.

„Aber ich will und verlange, daß Sie kommen, ich mag nicht, daß Ihr Ausbleiben wieder Stoff zum Reden giebt, und überdies würde das Wegfallen von drei Nummern: unseres Trio's, Ihres Solo's und meines von Ihnen begleiteten Liedes eine zu fühlbare Lücke in das Concert bringen."

„Gerade das Lied ist es, das mich forttreibt, ich kann Sie nicht singen hören, es macht mich wahnsinnig."

„So will ich das Lied fortlassen," antwortete Renate, beunruhigt durch den leidenschaftlichen Schmerz, den sein Ton und sein Wesen ausdrückten. „Aber kommen müssen Sie, Werner, ich bitte Sie, kommen Sie, mir zu Gefallen!" flüsterte sie.

„Ob da ein Wegbleiben möglich wäre," entgegnete er auch mit leiser, doch vor tiefer Bewegung zitternder Stimme.

Renate blieb stehen, die Andern zu erwarten und Werner fand keinen Moment mehr zu der Frage, die ihm vor Allem wichtig, die ihn unabläſſig beschäftigt

hatte, ob Renate schon Zeit gefunden, seinen Brief zu lesen.

Vor dem Schlosse trennte man sich; und obgleich Laura und Elise Behrendt den Lieutenant Victor noch zum Thee einluden, so ließ Renate weder an Werner noch an den jungen Maler die gleiche Aufforderung ergehen. Hatte sie ihre Rolle auch tapfer gespielt, so fühlte sie doch, wie der Zwang alle ihre Seelenkräfte erschöpft und sie sehnte sich, allein zu sein, um in ihrem stillen Zimmer noch einmal Werners Brief zu lesen, dann ruhig zu überlegen und Alles wohl zu erwägen, ehe sie ihm antwortete.

Zehntes Kapitel.

Werner Thorsten

Es war, wie Werner gegen Renate geäußert; er hatte eine freudlose Kindheit und Jugend verlebt, nie hatte er ein Vaterhaus, nie ein Mutterherz gekannt, nie eine glückliche, sonnige Heimath besessen. Wie ein Traum in nebelhafter Ferne umschwebte ihn zuweilen eine süße Erinnerung daran, wie er mit innigen Liebkosungen überschüttet worden und wie einmal die heißen Thränen und Segenssprüche einer schönen, blonden Frau auf ihn niedergefallen. Daß er diese Mutter und einen hohen, ernsten Mann Vater genannt, dessen erinnerte er sich traumhaft; doch ehe er recht begriff, dies sei die Heimath, dies sei Elternliebe gewesen, war er auch schon wieder Beider beraubt. Er hatte einen Vorgeschmack der Seligkeit bekommen, um

den Verlust desto tiefer zu fühlen, um mit dem unerfüllten Sehnen danach durch's Leben zu gehen.

Sein Vater, dessen Vorfahren aus Dänemark stammten, doch schon vor langen Jahren nach Deutschland übergesiedelt waren und es ihre Heimath nannten, hatte in Hamburg ein ziemlich bedeutendes Handelsgeschäft besessen, dem ohne sein Verschulden durch große Verluste ein schneller Untergang bereitet wurde So hart das schwere Schicksal ihn traf, so würde es dem klugen, kenntnißreichen Manne dennoch gelungen sein, sich wieder empor zu arbeiten, wie es sein erstes und hauptsächlichstes Bestreben war, seinen Gläubigern gerecht zu werden; doch eine plötzlich ausbrechende Epidemie, welche viele Opfer forderte, raffte Werners Eltern in schneller Folge dahin und ließ den armen, kaum dreijährigen Knaben verwaist und ganz mittellos in der Welt zurück.

Als Bürde wurde er in dem Hause eines Verwandten seiner Mutter aufgenommen, der ihn viel lieber einer Waisenanstalt übergeben hätte, wenn es nicht sein Ruf als echt christlicher Mann erforderte, den Knaben in seine Familie zu bringen, eine That, welche dem reichen Herrn Senator viel Lob und Anerkennung eintrug. Daß es dem verwaisten Kinde an

nichts Aeußerlichem gebrach, daß es gespeist und gekleidet wurde wie die eigenen Söhne des reichen Kaufmannes, das brachten schon die guten Verhältnisse der Familie mit sich und dies erforderte auch wieder das Ansehen des Hausherrn. Wie oft hörte man den Ausspruch:

„Welch ein vorzüglicher, würdiger Mann der Herr Senator ist, er hält den fremden Knaben — denn eine so entfernte Verwandtschaft ist kaum mehr eine zu nennen — wie seine eigenen Kinder."

Und Diener und Lehrer bemühten sich, es dem kleinen Werner unabläſſig einzuprägen, welche unendliche Wohlthaten ihm erzeigt würden, wie dankbar er sein, wie er sich glücklich fühlen müsse.

Aber von Glück war nichts in dem armen, vereinsamten Herzen des Knaben, denn wenn er auch Alles hatte, was er begehren konnte, an Liebe litt er großen Mangel. Was fragt ein Kind danach, ob seine Kleider von etwas feinerem Stoffe sind, ob das Essen ausgewählter, sein Spielzeug von der kunstvollsten Arbeit ist. Liebe, Freiheit, Zärtlichkeit und Frohsinn, das sind die Elemente, welche zum Gedeihen und Glücklichsein eines Kindes nothwendig sind, und davon fand sich nichts in dem wohlhabenden Hause,

welches Werner zwar aufgenommen hatte, ihm jedoch nie eine Heimathsstätte wurde. Kälte und Steifheit nicht nur in den äußeren Formen, sondern auch Herzenskälte herrschte darin, Vater und Mutter schienen selbst keine Wärme zu besitzen und die Kinder diese nicht zu entbehren, was jene aber noch von Liebe hatten, reichten sie den eigenen Söhnen, für den kleinen Fremdling blieb nichts übrig; der stand mit seinem ungestümen, heißen, liebebedürftigen Herzen ganz allein wie eine Palme aus der Tropengegend unter den starren, schneebedeckten Bäumen des Nordens. Werner hatte es versucht, sich an die Tante anzuschließen, aber diese war gleichsam erschreckt worden durch die heftigen Ausbrüche seiner Zärtlichkeit, und wenn hierzu manche Fehler und Eigenthümlichkeiten des genialen Knaben gerechnet wurden, so kam man dahin, ihn mindestens sehr seltsam zu finden. Uebelwollende hatten noch einen andern Ausdruck für sein Wesen, das freilich, je älter er wurde, sich nicht in der liebenswürdigsten Weise entwickelte. Trotz, Scheu und Bitterkeit traten an die Stelle des freimüthigen Ungestümes und die zurückgestoßenen innigen Gefühle nahmen jetzt zuweilen eine so dunkle Färbung an, daß sie dem Hasse nicht allzufern waren.

Wenn dem armen Knaben immer von Neuem, freilich in der echt christlichen Weise, und nur von dem Standpunkte aus, daß die wahre Demuth in ihm erweckt werde, die ihm täglich erwiesenen Wohlthaten vorgehalten wurden und er sich inmitten von all der kalten Pracht umher doch so grenzenlos arm und elend fühlte, daß er mit Freuden das Leben in einer Dachkammer, aber von Liebe und Güte durchweht, diesem Dasein vorgezogen haben würde — dann konnte er so trotzig und finster dareinblicken und so bitter und verächtlich lächeln, daß es weh that, diesen Ausdruck in einem so jungen Antlitz zu sehen, und man einem Unbetheiligten es wohl verziehen haben würde, wenn er Werner verstockt und undankbar genannt.

Daß der Knabe nicht leiblich und geistig unterging in diesem unnatürlichen Kampfe zwischen seiner heißen, leidenschaftlich nach Liebe verlangenden Natur und der erkältenden Oede, der starren, ertödtenden Atmosphäre um ihn her, war nur dem Umstande zuzuschreiben, daß sein warmes, nach Zuneigung dürstendes Gemüth doch endlich ein Wesen fand, dem es sich hingebend und innig anschließen konnte. Es war dies die kleine, sehr kranke Tochter eines Handwerkers, an

die Werner sein ganzes Herz hängte. Als er zuerst das kleine, dahinsterbende Mädchen in Decken gehüllt im Frühlingssonnenschein auf der Schwelle ihrer Wohnung sitzen sah, welche in einem Hintergebäude von des Onkels Hause lag, ergriff den gesunden, kräftigen Knaben ein unendliches Erbarmen mit dem siechen, bleichen Kinde. Der Gedanke, daß es ihn auch hätte treffen können, schwach und fast gelähmt Jahre lang auf dem Krankenbette zu liegen, durchrieselte sein Inneres mit Schauder. Die Freude, daß ihm ein besseres Loos beschieden sei, folgte dieser entsetzlichen Vorstellung wie ein Sonnenstrahl durch dräuendes Gewölk bricht; und wer das heiße, innige Gebet gehört, welches Werners Herzen entquoll, der hätte ihn gewiß nicht einer kalten, undankbaren Natur geziehen.

Von diesem Tage an brachte er dem kleinen, kranken Mädchen, was er nur irgend sich selbst an Kuchen, Leckerbissen und Spielsachen absparen und fortgeben durfte. Die schönsten Wald- und Feldblumen legte er auf das Lager der Kleinen nieder, an welches dieselbe bald für immer gefesselt ward; aber das Herrlichste von Allem war doch, wenn Werner ihr auf seiner Geige etwas vorspielte, dabei konnte die arme Martha ihre heftigen Schmerzen fast vergessen,

ein süßes, entzücktes Lächeln erhellte dann das bleiche, abgezehrte Gesichtchen und machte es beinahe hübsch.

Werners musikalisches Talent war so bedeutend und ungewöhnlich, daß es schon in frühster Kindheit Aufsehen erregte und wie es der Onkel an nichts, was durch Geld zu erringen war, dem Knaben fehlen ließ, so wurde ihm auch guter Musikunterricht ertheilt. Seit er mit seinem Spiele die kleine Martha glücklich machte, ward ihm seine Geige immer lieber und seine Fortschritte waren so groß und Staunen erregend, daß sein Lehrer, der es gut mit ihm meinte, selbst erklärte, Werner müsse einem bessern Meister übergeben werden, wenn seinem eminenten Talente Gerechtigkeit widerfahren solle.

„Seine kleine Geliebte in der Hofstube hat ihn so begeistert," rief der älteste seiner Vettern neckend.

„Werner, ich hätte Dir doch einen bessern Geschmack zugetraut, als solch ein elendes, häßliches kleines Unding zur Königin Deines Herzens zu machen," fuhr der zweite Bruder fort.

Obgleich Werner in dem ihm eigenthümlichen hochmüthigen Ueberſehen den albernen Bemerkungen nicht antworten wollte, wußten die Knaben, durch

diese scheinbare Ruhe ermuthigt, ihn doch ferner so zu reizen, daß er ihnen nun einen unvergeßlichen und nachdrücklichen Bescheid ertheilte. Obgleich er der Jüngste, war er doch bei Weitem der Stärkere, und wenn er auch nach diesem Act der Selbsthülfe wohl noch ab und zu kleine, gehässige Bemerkungen und Sticheleien über seine Zuneigung und Sorge für das kranke Kind zu ertragen hatte, so wagten die Vettern doch nicht, ihm wieder so offen entgegenzutreten.

Eine andere, mächtigere Hand griff aber leider bald störend in dieses ebenso rührende als erhebende Freundschaftsverhältniß der beiden Kinder. Als zum vierten Male nach ihrer Bekanntschaft der Frühling kam, als wieder all die süßen Waldblumen erblühten, welche Martha stets so sehr geliebt, da senkte diese arme, kranke Blume ihr Köpfchen zum Sterben, sie, die hier nur immer Schmerz und Krankheit gekannt, wurde mit sanfter Hand in ein anderes, besseres Erdreich verpflanzt, um dort neu und schöner zu erblühen und zu gedeihen. Und der vierzehnjährige Knabe weinte an dem Grabe des kleinen Mädchens mit einer so herzbrechenden Leidenschaft, daß die Eltern der kleinen Gestorbenen ihn noch zu trösten versuchten. Trotz ihrer

Trauer um ihr gutes, geschiedenes Töchterchen blickten sie zuversichtlich auf die anderen Kinder, welche ihnen zum Ersatze blieben, sie zu lieben und zu hegen, dem armen Werner war aber das einzige Kleinod genommen, an dem sein Herz gehangen.

Noch stiller und düsterer ging er von da an einher, sich immermehr der Musik hingebend, die ihm Trösterin und Freundin ward. Erst als die Wahl seines Berufes eintrat, als er aus der Prima mit guten Zeugnissen und gediegenen Kenntnissen entlassen, nun in die Welt eintreten sollte, kam ein Wechsel in die Einförmigkeit seines Lebens. Das Grau in Grau seiner Tage wurde auf die gewaltsamste Weise durch einen Sturm gestört. Als Werner in vollkommener Ruhe, wie etwas ganz Natürliches erklärte, er könne nichts anderes, als Musiker, Künstler werden, da vergaß der Oheim, dieses Muster der Selbstbeherrschung, echt christlicher Milde und Sanftmuth sich so weit, in einen Strom der härtesten Vorwürfe und Verwünschungen auszubrechen. Dieser Vorsatz des jungen Mannes ging so durchaus gegen alle seine Pläne und Berechnungen, daß sein Zorn keine Grenzen kannte. Er hatte gehofft, sich in Werner eine Stütze seines Hauses, einen treuen Diener für sein

Geschäft zu erziehen. Der kluge und schlaue Mann wußte recht gut, wenn er es auch nie zugegeben, daß der intelligente, stetige Knabe tauglicher und mehr werth sei, als seine beiden eigenen Söhne, die lässig und bequem, mit oberflächlichem Wissen, unendlich mehr von dem genußreichen Leben in der Welt, als von dem Weilen in dem düsteren, stillen Comtoir hielten; und wenn er Werner auch nicht gerade Geschäftsgeist und Speculationstalent zutraute, so kannte er ihn doch genug, um überzeugt zu sein, daß, was dieser einmal unternahm, auch pünktlich und genau durchgeführt wurde, überdies versprach er sich von seinen reichen Sprachkenntnissen den besten Nutzen.

„Künstler! Musiker!“ hatte der würdige Herr Senator deshalb so viel Geld an den Knaben gewandt, um ihn nun diese jämmerliche, bettlerhafte Laufbahn einschlagen zu sehen! Vergebens versicherte Werner, er werde Großes leisten in dem erwählten Berufe, während er in dem ihm aufgedrängten doch nur stets ein Stümper bliebe, der Onkel hörte nicht darauf, sein ganzes Streben ging dahin, den Jüngling nur erst im Comtoir am Schreibtisch zu haben; und war es aus einer Regung von Dankbarkeit oder daß seine Seele durch die kurz vorher erfolgte Einsegnung

weicher und milder als sonst gestimmt war, Werner gab nach. Er saß bald darauf in dem düsteren Comtoir, dessen bedrückende Luft ihm bald den Athem benahm, er schrieb eifrig aus den großen Büchern ab, aber statt Zahlen waren es Noten; Melodien, welche durch seinen Kopf tönten, hatte er zu Papier gebracht.

Und wieder kannte der Zorn des Oheims keine Grenzen; er verbot nicht nur Werner, Musik zu treiben, er drohte ihm sogar mit dem Verlust seiner geliebten Geige, die er eher zertrümmern wolle, als daß sie das Werkzeug sei, ihn den Pflichten, welche er seinem Wohlthäter schulde, abwendig zu machen. Die nicht gehoffte Nachgiebigkeit des jungen Mannes hatte den Onkel auf seine Macht trotzen und ihn die Unklugheit begehen lassen, die Saiten zu straff zu spannen.

Eines Morgens fand man Werners Zimmer leer, er war mit seinem einzigen Schatz, seiner Geige, entflohen. —

Trotz der eifrigsten Nachforschungen von Seiten des Onkels wurde nichts von Werners Verbleib entdeckt, er war verschollen, fast schon vergessen, als nach sechs Jahren sein Name wieder erklang, als sein Künstlerruhm von Amerika in glänzendster Weise herüber tönte.

Auch noch auf einem anderen Wege wurde Werner seinem Verwandten und einstigen Wohlthäter in's Gedächtniß zurückgerufen, diesem eine Dankbarkeit abnöthigend, welche nicht gefordert und ungern gewährt ward. Werner hatte dort im fernen Lande einen seiner Vettern wiedergefunden und es war ihm gelungen, den leichtsinnigen und irregeleiteten jungen Mann aus einer sehr mißlichen, seiner Ehre Gefahr bringenden Lage zu retten. Nicht nur vermittelst einer nicht unbedeutenden Geldsumme wußte er ihn aus dem unklaren und zweideutigen Handel zu befreien, er bedurfte dazu der Hülfe und Fürsprache einflußreicher Männer, welche sich aber gern dem jungen, gefeierten Künstler gefällig erwiesen.

So stand der Mißachtete, Vertriebene nun auf einer hohen, glänzenden Stufe und sein Name ward mit Kränzen des Ruhmes umwunden, wie sie voller und reicher wohl selten einem Künstler verliehen wurden.

Die Jahre, welche zwischen der Flucht und dem Wiederauftreten des Verschollenen lagen, waren schwere und trübe gewesen. Der Weg des Jünglings hatte an manchem Dunkel vorbeigeführt, aber der wahrhaft sittliche und edle Kern, welcher in seiner

Seele ruhte, leitete ihn glücklich und sicher an Abgründen vorüber, deren es auf dem abenteuerlichen Wege eines fahrenden Künstlers und Musikers vornehmlich viele giebt. In die Einzelnheiten dieser Irrfahrten einzugehen, würde zu weit führen; nach mancher Drangsal ward endlich der Hafen einer ziemlich gesicherten Existenz erreicht. Von wirklichem Mangel hatte Werner nur sehr kurze Zeit zu leiden gehabt, mehr dadurch geistig, daß er im Anfang, um seinen Lebensunterhalt zu finden, gezwungen worden, zum Tanz zu spielen. Doch diese Epoche verging, er fand eine Anstellung bei der Kapelle eines guten Theaters, kam dann in die Hände eines vorzüglichen Lehrers, der von aufrichtiger Bewunderung für dieses junge, eminente Talent erfüllt, Alles that, es zur höchsten Blüthe zu entfalten. Der alte Lehrer war ein Sonderling im weitesten Sinne des Wortes; welche Schicksale ihm die deutsche Heimath verleidet, in der sein Name einst mit Ruhm genannt wurde, und ihm diesen düsteren Sinn gegeben, erfuhr Werner nicht, aber er hatte unter der verbitterten Stimmung des Meisters besonders im Anfange genugsam zu leiden. Neben der Güte eines Vaters, die der Lehrer seinem Schüler erwies, lag auch wieder der Despotismus eines Tyrannen

und wenn Werner auf die verflossenen Jahre zurückblickte, so gehörte die Zeit, welche er im Hause seines Lehrers zubrachte, obgleich er desselben mit der innigsten Dankbarkeit gedachte, nicht zu der rosigsten seines Lebens. An des Meisters tyrannischem Machtspruch lag es, daß Werner so spät bekannt und berühmt wurde; jener wollte durchaus nicht, daß Kritik und Publikum von einem jungen, aufkeimenden Talent sprechen konnten, dem je nach der individuellen Ansicht des Einzelnen eine große, brillante oder beschränkte Zukunft verheißen wurde, an dem ein Jeder mängeln und modeln dürfe. Sein letzter und bester Schüler mußte vollkommen fertig in die Welt eintreten, daß selbst der Neid nichts an ihm auszusetzen fände. Wenn der Lehrer dies nun auch erreichte, so waren doch unendliche Opfer von Werners Seite nöthig gewesen. Nicht nur, daß diesem der Verlust seiner Zeit wehe that, der Eifer, der Ruhmdurst des jungen Künstlers wollte sich zuweilen nicht mehr beschwichtigen lassen und mehr als einmal war er nahe daran gewesen, die ihn hemmenden Fesseln zu brechen. Er wußte, was er leisten konnte, ohne Ueberschätzung fühlte er, daß er reif sei, den Kampf, den Siegeslauf zu beginnen, er nannte die Verzögerung seines Auftretens oft eine grausame Laune des

Lehrers, dennoch fühlte er zu tiefe Dankbarkeit für alle ihm erwiesene Güte, als daß er den Muth gehabt, sich eigenmächtig seiner Gewalt zu entziehen.

Endlich kam die Freisprechung und Werner erntete die Früchte für seine Geduld und Enthaltsamkeit. Sein erstes Concert stellte ihn auf die gleiche Stufe mit den noch lebenden und schon verstorbenen Koryphäen der Kunst, ja es gab Enthusiasten, die behaupteten seines Gleichen habe es nie gegeben; — was Andere nach und nach erreicht, hatte er mit einem Male errungen. Wie auf Sturmesflügeln ging es nun weiter; über das Meer drang sein Künstlerruf in die Heimath, doch noch mehrere Jahre verflossen, ehe er zu ihr zurückkehrte, die ihn jetzt mit Stolz den Ihren nannte; England, Frankreich, Rußland mußten erst ihre grünen Lorbeerkränze und goldenen Früchte ihm reichen, ehe er in's Vaterland kam.

In einer der größten Residenzen Deutschlands, die in ihrem Enthusiasmus für den Geigenfürsten, die anderen Städte noch überbot, war es gewesen, wo er Eva, seine Frau, kennen gelernt. Das ganz junge Mädchen, eine Waise, eben aus der Pension gekommen, lebte im Hause ihres Vormundes und war nicht nur als neueste und reizendste Erscheinung, sondern

auch wegen ihres Reichthumes der Stern des Winters, die Königin aller Feste und Bälle. Doch mehr als Alles zogen sie die Concerte Werners an, über einen Ball ging noch ein musikalischer Abend, bei dem sie mit ihm zusammentraf. Die unverhohlene Bewunderung und Bevorzugung von Seiten des reizenden Mädchens, die, weil man Eva fast noch als Kind betrachtete, in ihrer naiven Offenheit noch statthaft war, schmeichelte Werner weniger, als daß sie ihn wirklich erfreute und rührte. Wenn Eva ihm erzählte, daß bei seinem Spiele Alles wieder vor ihr erstiege, was sie einst besessen, das liebe Elternhaus, der Mutter schöne Villa fern im Süden, wo der Vater, der ein Deutscher gewesen, all die herrlichen Bilder gemalt und wie das Meer dazu gerauscht und die Orangen geduftet und der Mutter melodische Stimme dazwischen getönt — wenn sie ihm schilderte, daß sie glücklich sei bei seinem Spiele, wie sie es nicht seit der sonnigen Kindheit gewesen und dabei des schönen Mädchens dunkle, sammetweiche Augen wie durch einen feuchten Schleier leuchteten, mit einem Blick zaubervoller Innigkeit zu ihm aufschauend, dann umschlich Werners Herz ein seltsames, fremdes Gefühl; wie mit einer warmen, linden Hand erfaßte es ihn. Man

hatte ihn einen Weiberfeind genannt, weil er sich voll Widerwillen von all den ihm entgegenkommenden unweiblichen Huldigungen abwandte, aber Eva's rührende Innigkeit, die mehr und mehr den Hauch warmer Liebe annahm, fesselte ihn doch gewissermaßen. Trotzdem blieb ihm der Gedanke, das so viel jüngere Mädchen, fast noch ein Kind, zu seinem Weibe zu begehren, durchaus fern; er würde ruhig von dannen gezogen sein, die Erinnerung an sie als eine der lieblichsten seines buntbewegten Lebens mit sich nehmend. Aber gerade die Kunde seines bevorstehenden Scheidens, der furchtbare Schmerz über die nahe Trennung trieb alle Knospen in Eva's Herzen zu schnellem Erblühen. Mit den Zügen eines Kindes, so rein und frisch, mit jenem ersten Schmelz, der nie wiederkehrt, stand ein Weib vor ihm, ein schönes, liebeerfülltes Weib, trostlos über sein Scheiden, in einem Schmerze, der Alles, überstieg, was er je von Weh gesehen.

Wie die Welt über Werner und Eva urtheilte, haben wir schon erfahren; er hat nie die leiseste Andeutung fallen lassen, aus welchem Herzen wohl der erste entscheidende Liebesruf gedrungen — heben auch wir den Schleier nicht!

Durch Eva's Jammer tönte plötzlich wie Himmelsklänge die leise Frage:

„Willst Du mit mir ziehen, Eva, als mein treues, geliebtes Weib? Fürchtest Du nicht, Du sonniges, eben erblühtes Frühlingskind, das Leben an des oft düsteren, viel ältern Mannes Seite?"

Mit einem Jubelschrei war sie in seine Arme gestürzt.

„Nichts, nichts fürchte ich mit Dir! Leben, volles beglückendes Leben bei Dir, Werner — ohne Dich Tod!"

Er hätte kein Mensch, kein Mann sein müssen, wenn er an dieser herzinnigen, glühenden Liebe des reizenden Mädchens nicht auch erwarmt wäre.

Sie ward sein Weib — und die Ehe wurde eine unglückliche.

Jeder weiß, daß ganz verschiedene Charaktere zusammen passen und in ihrer Ungleichartigkeit oft der Grund zu größerer Harmonie liegen kann, dennoch müssen gewisse Punkte sein, in denen sie übereinstimmen. Zwischen Werner und seiner jungen Frau fanden sich solche nicht. Eva, eine unendlich feurige Natur verlangte immer Erregung, Leben, Geräusch; Werner liebte Stille und Zurückgezogenheit. Um auszu-

ruhen von seinen Triumphen, die fast Strapazen geworden waren, wollte er sich einige Zeit in's Privatleben zurückziehen, wodurch die erste Disharmonie, der erste Kummer für Eva erstand. Sich als die Frau des gefeierten Künstlers zu sehen, hatte für sie gerade etwas Berauschendes gehabt und wenn auch nicht behauptet werden soll, daß sie in Werner nur den Helden des Tages, den berühmten Mann geliebt, so mag doch wohl etwas von diesem Stolz, dieser Eitelkeit sich in ihre Gefühle gemischt haben.

Daß Werner an der Seite dieses leidenschaftlichen Kindes mit all seinen Launen und Fehlern gerade auf eine ruhige, stille Häuslichkeit gerechnet, war ein fast unbegreiflicher Irrthum des klugen, ernsten Mannes, aber er büßte auch schwer genug für den Mißgriff.

Eva besaß auch nicht im Geringsten das schönste Talent des Weibes, die Häuslichkeit angenehm zu machen; konnte man sie eine der höchsten und reizendsten Zierden des Salons und der Gesellschaft nennen, so war sie doch kein Schmuck eines stillen Hauses. Die Verhältnisse der jungen Gatten gestatteten eine nicht nur comfortable, sondern reiche Einrichtung des Hauswesens und fern war es von Werner, von seiner Frau eine ernstliche häusliche Beschäftigung zu ver-

langen, dennoch wünschte er, daß sie das wachsame Auge, die ordnende Hand hier und dort gebrauche, die Herrschaft ausübe, welche eine Frau, sei sie auch noch so reich und vornehm, wenn sie klug ist, sich niemals nehmen lassen sollte. Doch von dem Allen fand sich bei Eva nichts und was schlimmer war, sie wollte auch gar nicht, daß es sich je fände. Eva's Natur war eine Zusammensetzung der seltsamsten Widersprüche; bei aller Regsamkeit und Lebendigkeit einerseits, war sie dann wieder so bequem und indolent, daß schon der Gedanke an eine wirkliche Beschäftigung, das Lesen eines ernsteren Buches ihr Furcht einflößen konnte. Der Welt Freuden, den perlenden Champagnerschaum, alles Schönen und Amüsanten zu genießen, sich immer von Neuem zu berauschen an Vergnügen und Lustbarkeiten und zu Hause die Stunden zu vertändeln in reizender, anmuthiger Coquetterie, um Werner herumflatternd wie eine Libelle, ihn zu immer neuer Anbetung und Liebe anzuregen, das schien Eva die Aufgabe des Lebens, wenigstens ihres Lebens zu sein.

Als Werner ihr in diesem Allen entschieden und vielleicht sogar etwas zu schroff entgegentrat, als er auf diese ihre Art durchaus nicht einging, da fing Eva

zu zürnen an, nannte ihn kalt und tyrannisch und betrachtete sich mehr und mehr als ein Opfer.

Und trotz all der vielen hier geschilderten Fehler war Eva dennoch eine reiche und nicht unedle Natur. Eine gänzlich verkehrte Erziehung hatte nur all die dunklen Seiten ihres Charakters herausgebildet und die edlen Triebe vom Unkraut überwuchern lassen. So lange dem reichen, entzückenden Kinde kein Widerspruch entgegengetreten war — denn selbst in der Pension war sie ihrer Fröhlichkeit und Großmuth wegen der Abgott von Allen gewesen — hatten diese Fehler nicht Zeit und Gelegenheit gehabt zum Lichte zu treten. Wenn jetzt eine feste und milde Hand, — doch nicht Werners, der sollte nun einmal nicht an ihr erziehen, sondern sie vollkommen finden und anbeten oder mindestens sie mit ihren „kleinen Schwächen" lieben — sich des armen, irregeleiteten Kindes angenommen, wenn die Stimme einer älteren, wahren Freundin warnend und rathend, doch liebevoll zu Eva gesprochen, gewiß wäre noch der rechte Weg zu finden gewesen; aber falsche und unkluge Rathgeberinnen, denen Eva ein nur zu geneigtes Ohr lieh, weil sie nach ihrer Ansicht redeten, machten den leisen Riß mehr und mehr zu einer tiefen, unausfüllbaren Kluft zwischen den Gatten.

So ging es bergab — bergab; immer mehr schwanden Liebe und Freude aus einer Ehe, die von zwei guten Menschen, von einer Seite mit himmelstürmender Seligkeit, von der anderen mit inniger Zuneigung geschlossen worden. In Eva's Hand hätte es gelegen, Werners herzliche Zuneigung in die wärmste Liebe umzuwandeln; doch zuerst erstaunte und erschreckte sie ihn fast mit dem Uebermaß ihrer Liebe, dann, als sie auch nicht den kleinsten und gerechtesten seiner Wünsche zu erfüllen sich bestrebte, wurde er an ihrem Herzen irre und seine Gefühle kühlten sich mehr und mehr ab.

Stolz und kalt wandte auch sie sich nun von ihm, um dann wieder mit einem Ausbruch stürmischer Zärtlichkeit die Kälte und Entfremdung zu unterbrechen; dann ging sie wohl gar so weit, sich selbst anzuklagen, daß sie des Gatten Güte mißbrauche, ihm sein Leben verbittre, daß sie ein unnützes, unbrauchbares Wesen sei, für das nichts besser wäre, als zu sterben — doch solcher Paroxismus unfruchtbarer Reue verschwand eben so schnell, als er kam, ohne eine Spur bei Eva zurückzulassen. Von der Geburt, dem Dasein des so freudig erwarteten Kindes versprach sich Werner viel; er hoffte auf eine gleichmäßigere und bessere Stim-

mung bei Eva und war überzeugt, das neue Glück müsse ihrem Wesen eine ganz andere Richtung geben. Mit unendlich tiefer Rührung saß er am Lager der kaum achtzehnjährigen Mutter, welche mit Stolz und Entzücken auf ihren Sohn schaute, den man einen Moment in ihre Arme gelegt. So weich und innig, wie an dem Bettchen des Kindes hatte Eva den Gatten noch nie gesehen und alle zurückgedrängte Liebe schlug wieder in hellen Flammen in ihr empor. Wirklich schien noch einmal der volle Sonnenschein des Glückes und der Eintracht und schöner und reiner, als das erste Mal in diese Ehe einzudringen. Werner zeigte der jungen Mutter mehr Güte und Nachsicht und eine fast verehrende Liebe, sie schien ihm jetzt näher zu stehen, als da sie nur sein junges, entzückendes Weib gewesen. Im Anfange war auch Eva so erfüllt von den neuen Pflichten, daß sie ihr Streben und Ringen nach den Zerstreuungen der Außenwelt vergaß. Das Kind war ein gar zu reizendes Geschöpfchen, eine Art neue Puppe für sie, verlor indessen, als solche betrachtet, bald an Reiz. Eva liebte ihren kleinen Sohn herzinnig, wie ja auch Werner, aber auf ihre Weise, die jedoch nach ihrer Ansicht die einzig richtige war.

Wenn das Kind sie gebraucht, oder sie schon vermißt hätte, es wäre gewiß ausreichend gewesen, Eva an das Haus zu fesseln, es war ja warmes und wahres Gefühl in ihrem Herzen, wenn auch verborgen unter viel weltlicher Lust und Eitelkeit; so aber schien der Knabe sich wohler und behaglicher bei seiner Amme, später bei seiner Wärterin, zu fühlen, als bei ihr. Dort war er meist lächelnd und ruhig, während er bei seiner Mutter ungestümen Liebkosungen schrie, worauf Eva dann zuweilen scherzend, doch nicht ohne tiefere Bedeutung der Worte sagte: Der Sohn habe die kalte Natur seines Vaters geerbt, auch er wisse Liebe und Zärtlichkeit nicht gebührend zu würdigen. Sich um den kleinen Schreihals, der wohl versorgt und gut aufgehoben war, in die Kinderstube zu bannen, erschien Eva sehr unbequem und überflüssig und wurde von den lieben Freundinnen für ein himmelschreiendes Unrecht erklärt. Solches Abschließen mache vor der Zeit alt und häßlich, meinten sie — und häßlich wollte Eva um keinen Preis sein, im Gegentheil sie wollte gerade in diesem Winter, der ausnehmend brillant zu werden versprach, doppelt glänzen, vielleicht, daß es ihr gelänge, durch ihre Erfolge Werners Liebe zurückzurufen.

Armes Kind, dies war wohl nicht der Weg zu seinem Herzen!

Werner versuchte Vorstellungen auf milde und freundliche Weise, selbst ihre noch zarte Gesundheit sollte ihm ein Verbündeter sein, sie von den vielen Gesellschaften fern zu halten; aber sie lachte ihn aus und fragte ihn, ob er sie je frischer und wohler gesehen. Und wahrlich, sie war das holdseligste Bild vollster Jugendfrische. Er bat sie, um seinetwillen mehr zu Hause zu bleiben, sie flehte ihn an bei seiner Liebe zu ihr, sie mehr in die Welt zu begleiten. Stolz und ernst zog sich Werner zurück; dennoch that er Alles, der Welt zu verbergen, daß seine Ehe keine glückliche sei. In den Regionen, in denen sie lebten, gehört es ja eigentlich zum guten Ton, daß die Wege der Gatten auseinander gehen und eine gewisse höfliche Gleichgültigkeit ist nichts Befremdendes. Anfangs begleitete Werner Eva noch in die Gesellschaft, später fand sie auch ohne ihn den Weg dahin. Und immer weiter und weiter entfernten sich die Herzen der Gatten von einander und das Kind, statt ein einendes Band zu werden, ward gerade die Quelle vieler und ernster Mißverständnisse, eine Ursache zu größerer Entfremdung. Daß Eva keine Gattin geworden, wie er sie

gewünscht, hätte Werner noch eher verschmerzen können, daß sie keine gute Mutter wurde, vergab er nicht, dies brach den Stab über sie.

Mehr als einmal schon war ihm der Gedanke an Scheidung gekommen, nicht allein in seinem Interesse, auch in Eva's, die gewiß glücklicher gewesen sein würde an eines anderen Mannes Seite, oder frei von jeder Fessel; er hatte auch schon mit einem seiner nächsten Bekannten, dem ersten Advokaten, den Fall durchgesprochen, immer Eva's volle Zustimmung voraussetzend. Die Begegnung mit Renaten, seine Liebe zu ihr machte die unbestimmte Idee zu einem reellen Plan. Jetzt hatte das Leben für Werner ein schönes Ziel, nach dessen Erreichung er streben wollte mit allen Kräften. Zum ersten Male hatte die Liebe sein Herz erfaßt, das nun mit glühender Sehnsucht nach Glück verlangte. Lange genug hatte er sich gesträubt, mit Renaten zusammenzukommen; weil ein dunkles Ahnen, wie es zuweilen leise und mahnend durch die Menschenbrust zieht, ihn gewarnt und ihm zugeflüstert, daß nur Schmerz und Unheil daraus erwachsen würde, — endlich war er dennoch seinem Schicksal erlegen.—

Dies war ungefähr Werners Lebensgeschichte, wie Renate sie sich mit manchem Blick zwischen die

Zeilen, da er in Betreff seiner Ehe und gewisser Schilderungen der Vergangenheit sehr zart und zurückhaltend gewesen, zusammengestellt. Und neben den Blättern lag der Brief mit den Versicherungen seiner Liebe, seinem Hoffen, den Plänen und Entwürfen für eine schöne, gemeinsame Zukunft. Diesen Brief las Renate jetzt in stiller Nacht wieder und wieder mit pochendem Herzen und heißen Thränen. Das war nun eine Liebe, wie sie solche stets gewünscht, geträumt, vom Himmel erfleht; eine seltne, köstliche Blume blühte ihr entgegen und sie durfte dieselbe nicht an ihr Herz nehmen, ihr Leben damit zu schmücken. Und wenn auch nicht für einen Moment die lockenden Bilder, welche Werner entwarf, ihre Gedanken bethörten und ihr die Klarheit des richtigen Ueberlegens raubten, wenn auch stets das Machtgebot ihres Gewissens, der Wahlspruch ihres Lebens: „Ueber Alles die Pflicht!“ sie umtönte, leicht war der Kampf nicht. Es war schwer, solcher Liebe, die in ihrem eigenen Herzen das reinste Echo fand, zu entsagen; heiße Thränen flossen und es bedurfte langer Zeit, bis sie ihre Fassung wiederfand, um Werner mit der Ruhe und Würde zu antworten, welche ein solcher Brief, der über Zweier Leben entscheidet, erfordert.

Mitternacht war längst vorüber, als Doctor Oswald von einem seiner Krankenbesuche an Renatens Hause vorüberkam und sowohl bei ihr, als auch in Werners Zimmer noch Licht sah.

„Gott steh den beiden armen Herzen bei, welche dort den heißen Kampf kämpfen!" sagte er leise und innig. Daß sein eigenes Herz auch schwer vor Weh war, beachtete er kaum in seinem wahren Mitgefühl.—

Eilftes Kapitel.

Das Concert.

Die Kerzen und Lampen, jede vor einem geschliffenen Spiegel angebracht, der ihr Licht verdoppelte, strahlten in dem Kursaale des kleinen Badeortes in ungewöhnlicher Fülle und Helle. Die sonst so kahlen und unschönen Räume waren mit geschickter Hand durch Guirlanden von Grün und Blumen, durch hohe Topfgewächse und Draperien geschmückt und gleichsam wie mit einem Zauberschlage verwandelt, um sich der zu erwartenden Versammlung nicht ganz unwürdig zu zeigen. Denn nicht nur die ganze Badegesellschaft, wenigstens Alle, welche auf Gentilität Anspruch machten, hatten Billets zu dem guten Zweck des beabsichtigten Kirchenbaues genommen, auch die Gutsbesitzer der Umgegend, die Elite der Kurgäste aus einem gegenüberliegenden Stranddorfe, ja selbst eine Anzahl

von Officieren aus der nächsten Hafenstadt, an ihrer Spitze der junge, allgemein beliebte Prinz Waldemar, der Löwe des Tages, waren herbeigeströmt, weniger wohl der musikalischen Genüsse wegen, als um des später stattfindenden Balles willen. Es war eine zahlreiche und wirklich glänzende Versammlung, die schwirrend und summend, theils in Gruppen umherstehend, theils schon sitzend, nicht nur den Hauptsaal, sondern die kleineren Nebenräume füllte.

Die Damen in voller und meist sehr geschmackvoller Toilette, neben ihnen die brillanten Uniformen der Officiere, die sich von dem dunklen Grunde der Civilkleidung desto leuchtender abhoben, das Alles gab ein heiteres und lebensvolles Bild, welches dem Auge wohl gefallen mußte.

In dem für die Mitwirkenden freigelassenen Halbkreis des Saales standen schon einige der Künstler und Dilettanten, die Herren, welche das Concert arrangirt, harrten am Eingange der noch fehlenden Damen.

„Worauf wartet man?“ ich dächte, es wäre schon sieben Uhr.“

„Wird man nicht endlich beginnen?“ Diese Fragen wurden hin und wieder laut.

„La reine du bal — die schöne Laura Behrendt ist ja noch nicht hier; in der werden Durchlaucht ein süperbes Mädchen kennen lernen," sagte Victor von Fresen, seine Fingerspitzen küssend. „Dunkel und bleich, mit Prachtaugen, ganz Feuer und Leben — und sehr gnädig gegen mich." —

„Ich glaubte, Sie hätten die Absicht, die junge Dame zu Ihrer Gemahlin zu machen, doch ich sehe, das Gerücht hat wieder einmal zu viel gesagt," entgegnete der Prinz ernst.

„Weshalb, Durchlaucht?" fragte Victor betroffen.

„Die Art, wie Sie von Fräulein Behrendt sprechen, ist ja der beste Beweis dafür."

„Ein Scherz — unter Männern, dächte ich, nähme man es nicht so genau."

„Ich meine, manche Dinge wären zu zart und heilig zum Scherzen," erwiderte der Prinz würdevoll.

Der Lieutenant biß sich auf die Lippen, wagte jedoch nichts auf die Zurechtweisung zu antworten.

„Die Damen vom Schlosse — jetzt endlich kommen sie!"

„Ja freilich, die müssen stets etwas Apartes haben; sie mußten fahren, während wir gingen, die kostbaren Toiletten hätten ja leiden können."

„Fräulein von Waldstein wollte ich es noch gestatten, anders wie gewöhnliche Menschenkinder zu thun; der kommt es zu, scheint ihr angeboren und sie ist bei aller Vornehmheit so einfach und natürlich — wenn aber die kleinen Judenmädchen sich diese airs geben, es ist kaum zum Aushalten.“

„Das finde ich auch, geradezu lächerlich ist es. Ihr Großvater soll noch mit dem Packen auf der Schulter zum Thore eingewandert sein, und nun diese Ueberhebung! Und Juden bleiben sie doch, trotz der Taufe.“

Diese liebevollen, echt christlichen Bemerkungen flogen flüsternd zwischen einigen jungen Mädchen dahin, verstummten aber plötzlich bei dem Eintritt der Damen vom Schlosse, die mit allgemeiner Freude, am herzlichsten anscheinend von den kleinen, giftigen Klatschschwestern begrüßt wurden.

Dabei durchlief ein leises Murmeln der Bewunderung nicht nur die Reihen der Herren, sondern die ganze Gesellschaft, das aber diesmal nicht dem reizenden Schwesterpaare galt. So hübsch Laura und Elise aussahen, sie wurden durch Renatens königliche Erscheinung überstrahlt. Wie das eigentlich möglich war, blieb Vielen, wenn sie später daran dachten, ein Räth-

sel, denn unmöglich konnte Renate plötzlich ein anderes Gesicht bekommen haben und das war, wie schon früher bemerkt, weit entfernt, schön genannt zu werden, trotzdem war sie an dem Abend von einem so blendenden Reiz, daß sie Alle um sich her verdunkelte.

Sie zeigte sich hier zum ersten Male in voller, großer Toilette. Ihr zwar stets gewählter, doch sehr einfacher Anzug hatte einer ebenso reichen und kostbaren, als geschmackvollen Balltoilette Platz gemacht. Ein blaßgelbes Kreppkleid, aber bei aller Zartheit der Farbe doch von jenem reinen leuchtenden Gelb, das Brünetten so gut steht, mit echten schwarzen Spitzen garnirt, umfloß in reichen und doch luftigen Falten die hohe, edle Gestalt mit den vollendeten Formen. Unter dem kostbaren, schwarzen Spitzenmantel schimmerten Hals und Arme, die an Schönheit wohl ihres Gleichen suchten, in mattem Weiß hervor, das durch ein schwarzes Emaillearmband mit einem großen Solitär als Schloß und einem Diamantkreuze an einem Sammetbande um den Hals noch gehoben wurde. In ihr wundervolles, tiefschwarzes Haar, welches sie nicht nach der outrirten Mode trug, sondern das in schweren Flechten längs den Wangen ihr Gesicht einrahmte und sich hinten in einen dicken griechischen

Knoten verschlang, waren einige rothe Rosen gesteckt. Ein gleiches Bouquet hielt sie in den Händen, und es vollendete mit einem gelb und schwarzen Fächer und einem Taschentuch, das manchen begehrlichen Blick von Kenneraugen erregte, den tadellosen, harmonischen Anzug, der bei allem Reichthum doch von einer Einfachheit war, die unter den vielen bunten und auch überladenen Toiletten um so mehr auffiel und Bewunderung erregte.

Wenn nun aber auch der Anzug zu beschreiben war, wer vermöchte das eben Unbeschreibliche in Renatens Erscheinung wiederzugeben? Wer könnte den Zauber schildern, das unsagbare Etwas, welches sie umgab und Alle fesselte? Doctor Oswald, Clemens, selbst Werner, alle, die sie noch am vorigen Abend gesehen, standen staunend und geblendet da, Jeder wohl mit derselben Frage innerlich beschäftigt, was so plötzlich über Renate gekommen. Eine Veränderung war geschehen, dennoch konnte Keiner sagen, worin sie bestand. Ein Leuchten und Strahlen und doch wieder eine Weichheit lagen über ihrem Wesen, eine Grazie und Anmuth umflossen sie, denen nicht zu widerstehen war. Die Bewunderung, welche Renate erregte, that mehr Herzen wohl, das Bewußtsein, so allgemein zu

gefallen, machte sie noch liebenswürdiger und anziehender. Es ist etwas Seltsames um ein echtes, rechtes Frauenherz, und Renate besaß gewiß eines der echtesten und besten; neben aller Größe und Vollendung findet sich oft eine Schwäche und Kleinlichkeit, oder richtiger ein Werthlegen auf Geringfügigkeiten, dessen ein Mann selten fähig ist. Inmitten der tiefen, unheilbaren Wunden, unter denen Renatens Seele blutete, durchzitterte die Freude an ihrem Triumphe sie doch mit stolzem Entzücken. Sie, die nie danach gefragt, ob man ihr huldige, nie die geringste Gefallsucht besessen, war an diesem Abend hoch erfreut über die allgemeine Bewunderung, weil sie ihr unter Werners Augen erwiesen wurde. Da sie selbst stolz und selig war über das Entzücken, welches Werners Spiel erregte, sie seinen Erfolg als etwas ihr Zugehörendes, sie besonders Erfreuendes nahm, so meinte sie nun auch, Werner müsse ein Gleiches empfinden. Sie übersah oder wußte noch nicht, wie verschieden die Gefühle des Mannes von denen der Frau sind. Wenn Werner auch nicht umhin gekonnt, mit staunender Bewunderung auf Renatens blendende Erscheinung zu blicken, so war er doch, nachdem der erste Rausch des Entzückens verflogen, weit entfernt, sich der allgemei-

nen Huldigung zu freuen. Der Mann, welcher des Herzens eines Mädchens sicher ist, mag den Erfolg, welchen ihre Schönheit oder ihre Talente ihr bereiten, mit stolzer Freude, ja selbst mit geschmeichelter Eigenliebe sehen, in dem Bewußtsein, daß die allgemein Gefeierte eben sein, nur sein ist — anders steht es um den, welcher zurückgewiesen oder durch die Pflicht getrennt, niemals auf den Besitz der Geliebten hoffen kann; er sieht in jedem sich ihr Nahenden Einen, der nach dem köstlichen Gut trachtet, das ihm nie werden kann, und fühlt die Schwere seines Schicksals doppelt hart, weil er Alle, außer sich selbst berechtigt hält, um die geliebte Frau zu werben.

Werner war niemals eifersüchtig auf Eva gewesen, mochte sie noch so umschwärmt werden, er hatte geglaubt, dieses unselige Gefühl gar nicht zu kennen und wurde an diesem Abend nun auf das Bitterste vom Gegentheil belehrt.

Er hätte all die Herren fortstoßen mögen, die sich um Renate drängten, die glücklich schienen, ein Wort, ein Lächeln und einen Blick von der Gefeierten zu erhalten, die, weil sie ihr doch keine Schmeichelreden über ihre äußere Erscheinung zu sagen wagten, in die wärmsten Lobeserhebungen über ihr Spiel ausbrachen.

Vor Allem mißfiel Werner der Prinz Waldemar, ein Urtheil, dem Niemand im ganzen Saal beigestimmt haben würde. Wenngleich der Prinz sich erst jetzt Renaten hatte vorstellen lassen, so war es von Werner doch bemerkt worden, wie Jener sie den ganzen Abend nicht aus den Augen gelassen und mit Blicken angesehen hatte, die nach seinem Dafürhalten mehr als nur Bewunderung ausdrückten. Jetzt stand er bei Renate im eifrigen Gespräche, das auch sie zu interessiren schien, denn sie schaute gespannt auf ihn und sprach selbst lebhafter, als es sonst ihre Art, Fremden gegenüber, war. Er gab ihr Auskunft über eine ihrer Jugendgespielinnen, von der sie lange nichts gehört und die sie sehr geliebt. Hätte Werner die harmlose Unterhaltung belauschen können, sie würde ihn nicht so gepeinigt haben, jetzt aber schien es ihm nicht länger zu ertragen. Seine innere Qual war so groß, daß er kaum wußte, was er that. Er trat auf Renate zu und sagte, mit kalter Höflichkeit ihr den Arm bietend:

„Das gnädige Fräulein haben nicht vergessen, daß der zweite Theil des Concertes mit einem Liede von Ihnen beginnt?"

Renate machte dem Prinzen eine Verbeugung,

legte ihren Arm augenblicklich in Werners, konnte sich aber nicht enthalten im Weggehen leise und erstaunt zu sagen:

„Herr Thorsten, ich dachte, ich sollte nicht singen — Sie wollten es nicht."

Einen Moment war er überwältigt, gerührt von dieser Unterordnung unter seinen Willen von der fast demüthigen Weichheit, welche in Renatens Ton und Worten lag und so grell abstach gegen das Aeußere der hohen, königlichen Gestalt an seiner Seite; aber bald gewann die Eifersucht wieder die Oberhand und voll Bitterkeit antwortete er:

„Es wäre schade, wenn Ihr Triumph nicht ein ganz vollständiger würde, um ihn dazu zu machen, bescheide ich mich, noch etwas mehr Schmerzen zu erdulden."

Renate erwiderte nichts, aber sie wurde sehr blaß, auch zitterte ihre Stimme noch ein wenig, als sie Schuberts Wandrer sang.

Obgleich ihre tiefe und klare Altstimme weder besonders schön noch groß war, so lag doch etwas Gewaltiges, das ganze Herz Erfassendes in ihrem Gesange. Werner hatte beim ersten Male, daß er sie singen hörte, gefragt:

„Wo haben Sie denn Wilhelmine Schröder-Devrient so oft gehört, daß Sie derselben ihre Art des Singens, ihren Vortrag abgelauscht?“ und Renate mußte lächelnd erwidern, daß sie nie das Glück gehabt, die so Hochgefeierte bewundern zu können.

„Dann sind Sie ein entschiedenes Talent, Ihr Gesang ist ein durchaus dramatischer; schade, daß die Stimme nicht größer und ausgiebiger ist, Sie könnten dann zur Bühne gehen und eine würdige Nachfolgerin der Schröder werden.“

„Schönen Dank, das wäre nun gar nicht mein Feld,“ hatte Renate erwidert, worauf sie in eine jener kleinen Streitigkeiten geriethen, die im Anfange öfter zwischen ihnen vorkamen.

Ja, ein dramatischer Gesang, das war der rechte Ausdruck.

Auch an jenem Abend durchrieselte er die Herzen der Zuhörer mit wunderbarem Schauer und manches Auge wurde feucht, als die letzten Worte des Liedes dahin geschwebt waren, wie eine tiefe Klage: „Dort wo Du nicht bist, dort ist das Glück!“

Ein Schweigen, eine Art lähmender Zauber lag auf den Hörern und manchem mochte es wohl gar wie eine Erleichterung erscheinen, als Laura Behrendt

nun mit heller, frischer Sopranstimme eines jener fröhlichen Jodellieder begann, die gerade ihrer Unbedeutendheit wegen oft so viel Anhänger finden. Werner berührte es wie ein Mißton und was Doctor Oswald dachte, merkte man deutlich an dem grimmigen Gesicht, das er machte; auch Prinz Waldemar hatte sich ganz leise entfernt, er wollte sich den Eindruck von Renatens schönem Liede nicht stören lassen. Da er während des übrigen Theiles des Concertes nicht wieder kam, der nach Lieutenant Victors Meinung die Perle des Abends brachte, durch Laura's Trommeln irgend eines furchtbaren, der Zukunftsmusik angehörenden Sturmmarsches, so dachte Werner schon mit etwas leichterem Herzen, der Prinz sei vielleicht fortgefahren. Doch gleich nach Beendigung des Concertes stand er wieder an Renatens Seite; auf ihre Frage, wie ihm die letzten Vorträge gefallen, erwiderte er:

„Ich habe sie gar nicht gehört, meine Gnädigste; ich wollte mir den wunderbar schönen Eindruck, den Ihr Gesang auf mich gemacht, nicht durch die Jodelei und das Klimpern stören lassen."

Obwohl Niemand mehr als Werner die Richtigkeit des Urtheils anerkannte, so ärgerte es ihn doch,

daß es gerade von dieser Seite kam, und er entgegnete mit einer gewissen Reizbarkeit, die fast wie eine Zurechtweisung klang:

„Fräulein Behrendt hat für eine Dilettantin viel Talent, sie spielt brillant."

Renate schaute erstaunt auf. Werner als Laura's Anwalt, von der er stets gesagt, ihr Spiel zerreiße ihm die Ohren!

„Gewiß ordne ich mein Urtheil dem eines so großen Kenners und Künstlers wie das des Herrn Thorsten unter," sagte der Prinz mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit, „aber mit dem verschiedenen Geschmack läßt sich nun einmal nicht rechten."

„Durchaus nicht und ich stimme Durchlaucht entschieden bei," ließ sich plötzlich Doctor Oswalds Stimme vernehmen, der, Renatens Wünsche stets in ihren Augen lesend, schnell herbeigekommen war. „Nach dem Prachtliede das Gezwitscher, gerade wie ein Leierkasten nach Orgelklang, ich habe Sie beneidet, Durchlaucht, daß Sie der Thür so nahe waren, hätte ich mich auf andere Weise retten können, als indem ich einige Fensterscheiben zerschlug, ich wäre auch gar zu gern aus dem Saale entflohen. Aber dann wäre ich als Ruhestörer verhaftet worden und hätte nicht den

ferneren Lustbarkeiten beiwohnen können. Ein famoses Fest, diese Beleuchtung, fast an die Bälle im Opernhause erinnernd, und nun erst der Fußboden! Tanze ich auch nicht selbst, muß ich doch hier bleiben, um gleich bei den möglich vorkommenden Arm- und Beinbrüchen zur Hand zu sein."

Durch des Doctors fröhliches Geplauder, das gleich einem Strome dahinfloß, war eine bessere Stimmung in die kleine Gesellschaft gekommen. Wenn Werner auch noch sehr düster blickte, so schien er doch nicht mehr jedes Wort des Prinzen als eine Veranlassung zum Streit benutzen zu wollen. Als nun Graf Waldstein zu ihnen trat, wandte sich der Prinz ihm ausschließlich zu, ihn mit der ausgesuchtesten Höflichkeit in ein den alten Herrn interessirendes Gespräch verknüpfend. Doch vorher hatte er zu Renaten gesagt:

„Sie haben hoffentlich nicht vergessen, meine Gnädige, daß Sie mir die Ehre des ersten Tanzes zugesagt?"

„Vergeßlichkeit ist meine Sache nicht," antwortete Renate mit einem Blick auf Werner, denn sie hatte bemerkt, wie dessen Antlitz bei den Worten des Prinzen todesbleich geworden war. „Haben Sie schon

meine Noten zusammengepackt, Herr Thorsten, oder wollen wir es jetzt thun?"

Beide wandten sich dem Piano zu.

„Werner, um Gotteswillen nehmen Sie sich zusammen, man beobachtet uns!" bat Renate leise.

„Mir gleich. Sie wollen also wirklich tanzen, und zwar mit dem Prinzen — das ertrage ich nicht."

„Unter welchem Vorwande sollte ich es ausschlagen? Tanzen Sie nicht?"

„Ich?! Mit einem solchen Schmerze tanzt man nicht, das käme mir wie Spott und Hohn, fast wie ein Frevel vor."

„Zuweilen thut man es doch, um einen Verdacht, ein Gerücht zu zerstreuen, das nicht nur unserem eigenen Namen, auch dem Glücke Anderer schädlich wäre — da tanzt und singt man selbst mit einem brechenden Herzen."

Nur er sah sie, die eine große, klare Thräne, die leise über Renatens Wange rollte und er hätte auf seine Kniee sinken mögen, die edle Perle fortzuküssen. Aber sie fiel leise nieder auf eine der Rosen, in die Renate ihr Gesicht gebeugt, das Zucken ihrer Mienen zu verbergen.

„Geben Sie mir die Blume, diese einzige, köst-

liche Rose, damit ich doch auch einen Moment des Glückes habe an diesem Abend!“ flehte Werner. „Sie haben mit so verschwenderischer Hand Ihre Gaben vertheilt — Alle sind beglückt, nur ich leide.“

Dem leidenschaftlichen, fast beschwörenden Tone war nicht zu widerstehen. Wortlos zog Renate die Rose aus ihrem Strauß.

„Werden hier Blumenorden vertheilt für die treuen Ritter?“ rief Doctor Oswald, der mit richtigem Tact ahnte, daß Renatens und Werners Beieinanderstehen und hauptsächlich des Letzteren Erregung schon auffiel und das tête-à-tête unterbrechen wollte. „Dann, meine gnädigste Gebieterin, verdiene ich einen Orden erster Klasse.“

„Später im Cotillon soll er Ihnen werden, Sie Vielgetreuer, doch Herr Thorsten, der wahrscheinlich dann nicht mehr hier ist, bekommt diese Blume voraus. Ich meine, er hat sie verdient für sein wundervolles Spiel.“

„Das ist gewiß — das war beinahe so schön, wie Ihr Gesang, Fräulein Renate.“

„Rechnen Sie es ihm nicht an, Herr Thorsten, hier Vergleiche zu machen; unser guter Doctor ist Alles, nur kein Kunstrichter,“ rief Renate, herzlich lachend.

Aber Werner, die Rose in der Hand haltend, schien jetzt milderen Sinnes, viel geneigter, Kritiken ruhig anzuhören. Die Blume war der Talisman, welcher den Sturm beschwichtigte; doch nicht auf lange. Als Werner Renate, von des Prinzen Arm umschlossen, dahinschweben sah, als er die Bemerkungen im Saale darüber hörte, brach das Ungewitter wieder aus.

„Ein herrliches Paar, mit welcher Grazie sie tanzt!"

„Wie er sie aber auch zu führen versteht! Vielleicht hätte die Gnädige nichts dagegen, sich so durch's Leben führen und zur Herrscherin des wenn auch nur kleinen, doch blühenden Landes machen zu lassen."

„Nun so etwas Gewaltiges wäre es doch wahrlich nicht. Die Waldsteins haben mehr als einen Fürsten in ihrer Familie gehabt, waren früher selbst souverän; und Fräulein Renate würde sich ausnehmend gut für einen Thron, selbst für einen bedeutenderen eignen."

O, wenn die lieben Basen wüßten, was sie oft mit ihrem Geschwätz anrichten; wenn die Alle, welche sie dadurch mordeten, indem sie ihnen in voller Harmlosigkeit, einem on dit zufolge, Ehre und guten Namen raubten, den Frieden mancher Ehe zerstörten und

das Band, welches sich anfing um treue Herzen zu schlingen, lockerten oder gar zerrissen — wenn Alle, die ihrer Zunge zum Opfer fielen, als Gespenster vor ihnen erschienen, sie würden schaudernd von dannen fliehen; ja, sie würden vor jeder Anklage zurückbeben, denn sie, die sich für so gut hielten, so weich und zart, daß sie keine Fliege zu tödten vermochten, konnten das doch nicht verschuldet haben.

In Werners Seele warfen die Bemerkungen, welche er über Renate und den Prinzen hörte, die Brandfackel; die Eifersucht loderte in ihm empor, daß er kaum mehr Herr seiner selbst war. Das Blut stürmte in wilden Wogen durch seine Adern, seine Pulse schlugen, seine Finger zuckten, als müßten sie nur etwas ergreifen, an dem er die innere Qual auslassen konnte. In diesem Moment tanzten die Beiden wieder an ihm vorüber. Wie der Prinz auf Renate niederschaute, denn seine hohe, schlanke Gestalt überragte die ihre noch um Kopfeslänge! Werner hätte sie ihm entreißen mögen — ihm war, als höre er etwas von: „Glück und unvergeßlichem Abend.“

Er zuckte — die schöne Rose lag entblättert zu seinen Füßen, das kostbare Gut, das er so erfleht, der Talisman war nun von ihm selbst zerstört. —

Er stürzte aus dem Saale, er vermochte nicht länger den Anblick zu ertragen. Draußen in der unfreundlichen Nacht, die von einem feinen, kühlen Sprühregen durchrieselt wurde, stürmte er dahin. Wie lange, war ihm wohl selbst kaum bewußt. Als er wieder vor dem Hause stand, dicht in seinen Mantel gehüllt, und inmitten der staunenden Dorfbewohner und der herrschaftlichen Diener sich an die Fenster drängte, einen Einblick in den Saal zu gewinnen, wollte es ein böser Zufall, daß er den Prinzen abermals mit Renate tanzen sah. Daß dieser dazwischen auf ihren ausdrücklichen Wunsch ein Paar der andern jungen Damen in die Reihen geführt, daß sie selbst mit Clemens und einigen der sie umdrängenden Herren am Tanze Theil genommen, wußte er nicht, er schien zu glauben, Renate habe nur mit dem ihm Verhaßten getanzt.

„Hölle und Teufel!" murmelte er, daß die alte Brigitte, welche gekommen, doch auch einen Blick auf das Fest zu werfen und voll Stolz auf ihr Fräulein zu schauen, erschrocken zusammenfuhr. Ein vorübergleitender Lichtschimmer ließ sie Werner erkennen.

„Ach, der Rattenfänger," sagte sie leise, „heute sieht er ganz wie der echte und richtige aus — hu, wie er dahinstürmt!"

Indessen nahm der Tanz seinen Fortgang; nachdem Renate nun so oft getanzt, daß sie, ohne dadurch aufzufallen, sich zurückziehen konnte, die schwankende Gesundheit des alten Grafen als triftigen Grund angebend für ein früheres Aufbrechen, verließ sie die Reihen der Tanzenden und wurde vom Doctor in ein Nebenzimmer geführt, sich dort abzukühlen.

„Es war ein schöner Abend, Fräulein Renate, Königin des Festes; ich möchte wohl für ein Weilchen in die Gestalt einer jungen, gefeierten Dame hineinschlüpfen können, um die Gefühle befriedigter Eitelkeit und hohen Triumphes kennen zu lernen, welche die Seele solcher reine du bal angenehm bewegen.“

„Da würden Sie oft recht wenig von wahrer Freude finden,“ sagte Renate trübe.

„Auch nicht einmal für den Moment befriedigt?“ Ohne die Antwort abzuwarten, fuhr Doctor Oswald fort: „Prinz Waldemar ist ein höchst liebenswürdiger Mensch, ein echter Cavalier, ich habe selten einen jungen Mann gesehen, der bei aller Selbstachtung so bescheiden aufträte. Sind Sie nicht meiner Ansicht, gnädiges Fräulein?“

„Gewiß; auch ich finde den Prinzen angenehm.“ Das Gespräch wurde unterbrochen, da der Ge-

genstand desselben zu ihnen trat. Der Prinz hatte, ohne Renate mit gewöhnlicher Courmacherei oder belästigenden Aufmerksamkeiten zu umgeben, sich doch in einer Weise gegen sie verhalten, die deutlich zeigte, daß es für ihn hier nur eine Dame gäbe, welche in Betracht käme. Obwohl er sich einigen andern jungen Damen vorstellen ließ, so hatten sich diese theils so sehr entgegenkommend, strahlend über das Glück, mit einem Prinzen zu tanzen gezeigt, theils sich so still und schüchtern benommen, daß Waldemar immer mehr durch Renatens feines und tactvolles Benehmen, mit dem sie Jedem gerecht wurde, zu dem Resultate kam, Fräulein von Waldstein sei die einzige wirkliche Dame im ganzen Saale.

Daß sie einen tiefen Eindruck auf den Prinzen gemacht, war unverkennbar; freilich hatte er sie auch, was die äußere Erscheinung betraf, in einem so günstigen Lichte gesehen, wie sie niemals früher erschienen war. In seinem Kopfe kreuzten sich schon viele Pläne, wie ein Wiedersehen zu ermöglichen sei, denn daß er mit diesem Abend nicht für immer von Renate scheiden könne, das schien ihm gewiß. Ahnte er auch noch nicht, wie theuer sie ihm schon geworden — denn es war ein selten reines, unverdorbenes Jünglingsherz,

in das der Strahl der Li
ihn doch bei dem Gedanken,
für das Leben sein, ein banges

„Der Wagen ist vorgefahr
erwarten das gnädige Fräulein im
dete der Diener, der mit Renatens Ma
Doctor Oswald wandte sich, denselben in E
nehmen, doch der Prinz war ihm zuvorgekommen
hüllte Renate sorglich in den warmen, weichen U
hang, sein Arm führte sie zum Wagen.

„Gute Nacht, Durchlaucht! Wenn Sie Ella von Hülsen wiedersehen, tausend Grüße ihr; und Ihnen herzlichen Dank für die reiche Spende, welche Sie zu unserm Kirchenbau gegeben; dies Concertbillet ist Ihnen ein sehr theures geworden," sagte Renate scherzend.

„Nicht zu theuer, nicht mit dem vierfachen Preise genug bezahlt für den hohen Genuß, den es mir bereitet — und wäre es nur um des einen Liedes willen gewesen."

Es klang nicht wie eine leere, fade Schmeichelei, deshalb berührte es Renate auch nicht unangenehm, Wahrheit und Dankbarkeit tönten aus den Worten.

„Leben Sie wohl, Durchlaucht!"

wohl, sondern: „Auf ein
..rr Graf! Ich würde mir
..niß erbitten, mich nach dem
..aften zu erkundigen, aber morgen
Dienst, ich muß noch heute Nacht
..war wird es ein scharfer Ritt und eine
..fahrt werden."

„In dieser dunklen Nacht, da seien Sie vorsich-
.., damit Sie sicher heimkommen, Durchlaucht!"

Werner hörte den Wagen vor dem Schlosse vorfahren, es war kaum eilf Uhr, er erkannte auch an dem in des Grafen Zimmer kommenden und entschwindenden Lichtschein, während die untere Wohnung dunkel blieb, daß nur Waldsteins heimgekehrt — wohl lange vor Schluß des Festes. Doch kein Gefühl des Dankes oder der Freude regte sich in seiner Brust, in ihm war es jetzt dunkler als jemals früher. Als er zu Hause angelangt, hatte er Renatens Antwort auf seinen Brief, von einem ziemlich starken Heft beschriebener Blätter begleitet, vorgefunden. Den Scheidebrief hatte er schon gelesen.

„Sie ist kalt — herzenskalt!" sagte er in der ersten Bitterkeit seines Schmerzes, denn er hatte noch immer gehofft, Renate umzustimmen.

„Die Pflicht! es ist nicht die Pflicht des Menschen, sich und Andere unglücklich zu machen. Sie könnte und müßte nachgeben; wenn sie wüßte, was Liebe ist. Aber sie ist eiseskalt.“

Eiseskalt! Würde Werner diesen Ausspruch wiederholt haben, wenn er jetzt Renate gesehen?

In der Stille ihres Zimmers war sie wie zerbrochen auf einen Lehnstuhl gesunken, todesmatt von der Selbstbeherrschung, ja der Verstellung, die sie geübt und die gerade einer so offenen freimüthigen Natur wie der ihren, doppelt schwer fallen mußte. Als sie sich zufällig im Spiegel erblickte, festlich geschmückt und doch mit dem herben Weh im Herzen, da fielen ihr Werners Worte ein: „Es ist ein Hohn, ein Spott, fast ein Frevel, mit einem solchen Schmerze zu tanzen.“ Plötzlich kamen sie ihr wie eine Wahrheit vor und was sie gethan, erschien ihr unnatürlich. Sie schauderte — heftig riß sie die Blumen aus ihrem Haar, ihre Thränen stürzten nieder. Renate weinte lang und bitterlich über sich, über ihn, der jetzt vielleicht ihren Brief von Neuem las, über ihr kaum erblühtes und nun so jäh zerstörtes Lebensglück!

Zwölftes Kapitel.

Renate an Werner.

„Ich habe Ihren Brief erhalten und danke Ihnen herzlich dafür. Sie sprechen mich darin wenigstens von jeder Schuld frei, mir Ihre Liebe auf irgend eine unerlaubte Art erworben zu haben. Fühle ich das auch selbst, so hätte ich dennoch anders gehandelt, wenn ich gewußt, daß Sie verheirathet waren. Sobald ich bemerkte, daß ich Ihnen theurer wurde, als erlaubt und Ihrer Ruhe gut war, würde ich Ihnen nicht gestattet haben, so viel in meiner Nähe zu sein. Jetzt verstehe ich erst, warum Sie sich von mir so lange fern hielten. Wollte Gott, wir wären nie zusammengetroffen!

Wenn es Ihnen ein Trost und eine Beruhigung ist, daß ich an Ihre Liebe glaube, so muß ich Ihnen Beides gewähren; ist Ihre Liebe aber der Art, wie

ich sie wünsche, so soll sie weder Ihnen noch mir zum Unsegen gereichen, so darf die Stunde, welche uns zusammenführte, nicht durch eine Verwünschung bezeichnet werden.

Sie bitten mich, Ihnen den Weg zu zeigen, der Sie aus dieser Verwirrung führt. O, die Angst und Verzweiflung Ihrer Seele muß groß sein, daß Sie, der erfahrene, gereifte Mann von mir Rath und Hülfe verlangen. Was ich aber an Rath zu geben habe, was mein Herz mir als den einzigen Ausweg zeigt, mein Gewissen mich als das Wahre und Rechte lehrt, das will ich Ihnen darlegen. Es wird Ihnen ein bitterer Spruch sein, Sie werden sich dagegen auflehnen, mich der Grausamkeit und Kälte zeihen, vielleicht die Hand zurückstoßen, welche die Freundschaft reicht, die den Anfangs dornenvollen und dunklen Pfad, der vor Ihnen liegt, ebnen und lichten möchte. Sie verlangen meine Liebe und nicht meine Freundschaft, Sie wollen mich Ihr eigen nennen und ich zeige Ihnen den Weg zur Pflicht, der, weit ab von mir, Sie zu Ihrem Weibe, Ihrem Kinde führt. Hören Sie mich und glauben Sie mir, Werner. Nie und unter keiner Bedingung werde ich die Ihrige, selbst wenn Eva in die Scheidung willigt; denn in dem Fall hätten

Sie nicht das gethan, was ich von Ihnen fordere, Sie hätten, statt Ihre Gattin näher an sich heranzuziehen, sie durch Ihr Benehmen sich noch mehr entfremdet. Ja, träten Sie später vor mich hin, frei von den Fesseln, die Sie gelöst, ich würde doch nicht Ihre Hand nehmen, würde nie die Frau eines Mannes werden, der um meinetwillen eine Andere verstieß, welche größere, heiligere Rechte an ihn hatte. Dies ist mein fester Entschluß, den weder Zeit noch Verhältnisse ändern können.

Ueber meine Gefühle für Sie lassen Sie mich schweigen, ich habe einmal darüber gesprochen, das muß Ihnen genügen für alle Zeit. Die harten Schlußworte jenes traurigen Gespräches, die ich in dem Uebermaß von Schmerz, irre geleitet in mancher Annahme ausgestoßen, nehme ich feierlich zurück. Nein, ich verachte Sie nicht, bei Gott nicht! Sie haben nicht aus frevelhaftem Leichtsinn ein sündiges Spiel getrieben, es ist wie ein Verhängniß, dem nicht zu entrinnen war, über uns gekommen.

Was geschehen wäre, wenn wir uns früher gefunden? Wozu es mit so lieblichen Farben ausmalen, wie Sie es thaten! Es war mir dies die schmerzlichste Stelle Ihres Briefes, ich hatte ein Empfinden,

als hätten Sie mir eine tiefe Kränkung angethan, daß Sie so wahnsinnigen Träumen nachhängen konnten. Sie müssen solche Phantasiegebilde verscheuchen! Nimmer wird dem kranken Herzen Heilung werden, wenn es an nie zu erreichenden Idealen festhält, an einem Wunsche, dem nie Erfüllung blüht. Nicht wie das Leben hätte sein können, wie es ist, so muß es genommen werden. Sich aus dem Schiffbruche mit aller Kraft zu retten, sich auf den Trümmern energisch eine neue Ruhestätte, ein Feld der Wirksamkeit zu gründen, das ziemt dem braven Menschen, zumal dem Manne.

Sie fragen mich, ob ich es unter keinen Umständen zulässig finde, eine Ehe zu trennen? Ja, ich erkenne nicht nur eine Entschuldigung, sondern sogar eine Nothwendigkeit für die Ehescheidung an, doch nie um der Ursache willen, einer neuen Herzensneigung zu folgen. Andere Verhältnisse giebt es, unter denen ich es für eine Schmach halte, ein Band nicht zu lösen, gegen dessen Heiligkeit täglich gesündigt wird, das schon in sich vernichtet, durch sein Fortbestehen mir eine größere Entwürdigung und Schuld zu sein scheint, als eine Trennung dies wäre. Doch von solchen unheilbaren Uebeln waltet in Ihrer Ehe nichts.

Eva liebt Sie noch; es geht mir aus der Schilderung Ihrer gegenseitigen Beziehungen klar hervor — eine Frau hat einen scharfen Blick in das weibliche Herz — daß diese Liebe nicht erstorben, nur ermattet in der jungen Seele ruht. Was aber thaten Sie, dies Gefühl zu nähren und zu kräftigen? War Ihr Auge mild wie Sonnenlicht, daß vor seinen Strahlen sich die Knospen dieses jungen Herzens zu Blumen entfalten konnten? War die Hand nicht zu schnell und hart, welche, als sie die Fehler verbessern, den Boden von dem Unkraute reinigen wollte, auch die edlen Triebe und Keime mit ertödtete? Eva mag manche Mängel haben, doch sie werden alle überwogen durch das Eine, daß sie wahre, reine Liebe für Sie empfunden hat, ich wenigstens wüßte kein anderes Motiv, welches das junge, schöne und reiche Mädchen bewogen haben sollte, Sie, den so viel älteren Mann, aus der Mitte zahlreicher Bewerber zu wählen. Mag sich auch in ihre Gefühle etwas von dem Stolze und der Eitelkeit gemischt haben, die Frau eines bedeutenden, hochberühmten Künstlers zu werden, — eine fast unwiderstehliche Lockung für ein mit Poesie und Romantik angefülltes Mädchenherz — die Liebe lag doch als belebendes Princip zu Grunde.

Und war das Gefühl, mit dem Sie das junge Mädchen sich zu eigen machten, das einzig wahre und echte, welches nach meinem Empfinden jeder Ehe als Basis dienen müßte? War es diese tiefe, auf Achtung gegründete Liebe, die sich von dem vorübergehenden Rausche der Schwärmerei und Leidenschaft wie Feuerwerk von Sonnenlicht unterscheidet, diese Liebe, welche uns inne werden läßt, daß trotz mancher Mängel und Verschiedenheit der Charaktere dennoch gerade Er oder Sie allein die Person sei, der wir mit unerschütterlichem Vertrauen und fester Zuversicht unser Herz und Sein zu eigen geben? Dieser Art waren Ihre Gefühle nicht; Sie haben es mir selbst eingestanden, daß Sie müde und matt von dem Suchen nach dem Ideale, welches Ihre Künstlerseele gewiß mit zu lichten Farben gemalt, geschmeichelt und gerührt durch die unverkennbare Bewunderung und Liebe des reizenden, gefeierten Mädchens, dasselbe zu Ihrer Gattin erwählten. Sie sehnten sich nach einer ruhigen und behaglichen Häuslichkeit, und diese sollte ein Kind von sechszehn Jahren Ihnen bereiten! O, haben Sie niemals über die Ungerechtigkeit dieser Forderung, über die Unmöglichkeit der Erfüllung nachgedacht? Dieser Mißgriff, den so viele Männer begehen, dieser Irrthum,

in welchen die klügsten und überlegtesten verfallen, ist mir stets unbegreiflich gewesen. Sie wählen ein Kind und verlangen eine Frau, aber sie selbst wollen nicht die milde, helfende Hand reichen, daß das Kind zum Weibe werde. Die junge Gattin soll mit dieser Frische der Jugend, dieser Unberührtheit vom Leben, welche Sie so reizendfinden, die Erfahrung haben, die das Leben lehrt; sie soll eine Knospe außen und trotzdem innen vollkommen entwickelt sein.

Glauben Sie, daß ich mit sechszehn Jahren Sie schon so ganz und recht verstanden hätte, wie jetzt, daß ich in Eva's Alter schon war, was ich jetzt bin? Wer zählt die Enttäuschungen, die Thränen, mit denen ich — und den meisten meiner älteren Mitschwestern wird dies nicht erspart — mir jene klare Ruhe und Sicherheit errungen, welche Sie so sehr an mir schätzen, welche Sie vielleicht zuerst an mich fesselten. Diese Eigenschaften entwickeln sich nur mit den fortschreitenden Jahren und auch Eva kann und wird sie sich erwerben.

Der Schwerpunkt und die Hauptsache von Allem ist stets das Eine: Eva hat Gemüth und Herz, dies lassen Sie den Grundstein zu einem neuen Glücke werden. Unter ihrer anscheinenden Gl eichgültigkei

und Kälte ruht die Liebe zu Ihnen. Wecken und beleben Sie den göttlichen Funken, daß er wieder zur segenbringenden Flamme werde, die den eigenen Heerd, an dem es jetzt so dunkel und kalt ist, lieblich erhelle und erwärme. Es wird Ihnen dies jetzt doppelt schwer erscheinen; doch sei das die Sühne der Schuld, welche Sie gegen Ihre junge Gattin auf sich geladen, indem Sie der Liebe zu einer anderen Frau den Eintritt in Ihr Herz gestatteten, nicht mit ausreichender Kraft sich dagegen wehrten. Bei dieser Liebe, bei der Macht, welche ich jetzt über Sie habe, bitte und beschwöre ich Sie, Werner, fest und stark, ein Mann zu sein! Sie dürfen nicht die Hände in den Schooß legen und sagen: „Ich kann nicht, es geht über meine Kräfte, die Liebe ist stärker als ich — nein, Sie müssen sprechen: „Ich will es überwinden.“ In diesem ernsten, tüchtigen Wollen werden Sie auch die Kraft zur That finden. Denn das ist meine Ueberzeugung: bei einem braven Menschen darf kein Gefühl stärker und mächtiger sein, als das Gefühl der Pflicht; seine volle, reine Stimme übertönt jeden anderen, noch so lockenden Ruf, wenn man nur auf sie hören will. Ich verlange nicht, daß Sie Eva eine Liebe heucheln sollen, welche Sie nicht empfinden, es wäre dies unter

den jetzigen Verhältnissen ein unnatürliches Begehren; aber ich fordere, mehr als das, ich bitte Sie darum, daß Sie mild und schonend mit ihr umgehen, damit sie erst wieder Vertrauen zu Ihnen fassen, Sie als ihren besten Freund betrachten kann und ihre Liebe Ihnen zu zeigen vermag. Daran wird die Ihrige auch wieder erwarmen und erstarken. Gegen das Gefühl für mich, das Ihre Ruhe gefährdet und Ihnen Schmerz bereitet, kämpfen zwei mächtige Gegner: die Pflicht und die Ueberzeugung von der Nichterfüllung Ihrer Wünsche. Diesen beiden Bundesgenossen wird es gelingen, die Liebe zu mir zu ertödten, wenigstens jede Gefahr aus ihr zu entfernen. Ein Männerherz, das ohne jede Hoffnung auf endliche Erhörung immer weiter liebt, zählt wohl zu den Seltenheiten, und ohne dem Edelsinn und der Größe des Ihrigen zu nahe zu treten, glaube ich nicht, daß es zu diesen Ausnahmen gehört. Sie werden vielleicht tief und lange leiden, aber Sie werden dennoch als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen. Es wäre auch zu widersinnig unter Ihren Verhältnissen einem Phantom nachzujagen. Denn niemals vermöchte ich den Weg zu betreten, zu dem Pflichtverletzung die Brücke geschlagen; sei der Pfad Anfangs noch so lockend und blumenbe-

säet, die Reue folgt doch und verbittert alle Lieblichkeit. Eine Straße liegt nur vor uns und wir werden sie betreten. Sie legten Ihr Geschick in meine Hand, Sie versprachen mir, meinem Rath, meiner Entscheidung zu folgen. Wohlan, diese lautet: „Kehren Sie so schnell als möglich zu Ihrem Weibe, Ihrem Kinde zurück!"

Das ist der Spruch, der Ihnen jetzt hart erscheint und für den Sie mir dennoch einst danken werden. Mir ist, als risse der Schleier, welcher die Zukunft verhüllt, als sähe ich das Bild einer glücklichen Familie und die Hauptfiguren desselben wären Sie und Eva.

Wenn Gebete, wenn die heißen, innigen Wünsche eines treuen Herzens Segen zu bringen vermögen, dann werden Sie reich gesegnet sein; nach diesem Briefe habe ich nur noch Beides für Sie. Jetzt hört ein näheres Zusammensein zwischen uns auf und bald folgt die Trennung. Wenn uns jemals ein Wiedersehen beschieden ist, so wird es in einer weniger sturmbewegten Zeit sein. Und doch habe ich Ihnen noch etwas zu reichen.

Sie baten mich einst, Ihnen von meiner Kindheit, meinen Eltern zu erzählen, Sie fragten, wes-

halb ein so wehmüthiger Zug jedes Mal mein Antlitz umschleiere, sobald wir davon sprachen. Ich mochte nicht die Wunde aufdecken, welche mich schmerzend durch mein ganzes Leben begleitet hat. In den beifolgenden Blättern ist ein Theil meiner Lebensgeschichte enthalten, die ich, um über Manches ruhiger und klarer zu werden, niederschrieb. Das Lesen derselben wird Ihnen von Nutzen sein, vielleicht wird es mehr helfen, als alle noch so wohlgemeinten Rathschläge des Briefes; diese könnten Sie theoretische, unerprobte Lehren nennen, jene enthalten praktische Wahrheit. Nachdem Sie meine Geschichte gehört, werden Sie mich vielleicht weniger der Härte und Kälte zeihen, werden es natürlicher finden, daß ich nie und nimmer einem Andern die Qualen bereiten kann, unter denen ich so schmerzlich gelitten, die meine ganze Jugend verdüstert haben.

Leben Sie wohl, Werner — ich sage Ihnen ein herzinniges Lebewohl! Sie hießen mich einst stolz sein auf Ihre Liebe, ich will es sein, wenn sie Ihnen die Kraft giebt, sich selbst zu überwinden!

Gott mit Ihnen in alle Zeit!

Renate."

Zwölftes Kapitel.

Renatens Geschichte.

Mein Vater war in einem der kleinen Fürstenthümer Minister und nicht nur vermöge dieses hohen Amtes mehr noch in seiner Stellung als Freund des Fürsten, eine sehr einflußreiche und gesuchte Person. War er auch hin und wieder gefürchtet, so wurde er doch überwiegend geliebt, denn er war ein ebenso gerechter, als wahrheitstreuer Mann, dem es wirklich Ernst mit Abstellung vieler Mißbräuche. Wenn es ihm nicht immer gelang, Allen gerecht zu werden, so ist doch gewiß nie ein Fall vorgekommen, daß er seine Macht mißbraucht, seine Fürsprache wissentlich einer schlechten Sache geliehen hätte.

Mein Vater war eine bedeutende Persönlichkeit, ein großer und edler Charakter, und mit Stolz nenne

ich mich sein Kind, in treuster Liebe wahre ich sein Andenken.

Weil er inniger und zärtlicher zu mir war, als meine Mutter, fühlte ich mich als kleines Kind mehr zu ihm, als zu ihr hingezogen. Die Mutter, eine schöne und stolze Frau, liebte und fürchtete ich zugleich, ich hatte stets etwas Herzklopfen in ihrer Nähe, den Vater liebte ich nur; ich erinnere mich niemals von ihm die leiseste Strafe, kaum je einen zürnenden Blick, ein tadelndes Wort erhalten zu haben und ich war durchaus kein musterhaft artiges Kind. Nicht daß ich böse gewesen oder wirklich schlimme Fehler gehabt, dennoch war ich durch die Schmeicheleien, welche dem einzigen Kinde eines so vielvermögenden Mannes — eigentlich der wichtigsten Person im ganzen Fürstenthume — zu Theil wurden, verwöhnt und eitel, sogar ein Wenig hochmüthig geworden. Man hatte so oft über meine schnellen, witzigen Antworten gelacht, daß ich mich selbst für ungeheuer klug hielt und zuweilen, um noch mehr bewundert und belobt zu werden, fast naseweis wurde. Der Vater hatte herzliche Freude an seinem aufgeweckten, klugen Töchterchen, das sogar oft auf das Schloß entboten wurde, als besonderer Liebling des fürstlichen Ehepaares, dem leider keine

Kinderbeschieden waren, aber Mama schalt, daß auch der Vater mich verwöhne und trat der allgemeinen Verzärtelung und Vergötterung, so viel sie konnte, entgegen. Ein sehr weises Beginnen, wie ich jetzt einsehe, das mir aber damals höchst unbequem war und wohl in etwas sanfterer Art hätte ausgeführt werden können.

Wenn ich an meine Eltern zurückdenke, so habe ich immer das Gefühl, daß, obgleich Jeder von Beiden gut war und der Welt gegenüber an der rechten Stelle stand, sie in der Ehe doch die Plätze hätten tauschen müssen. Der Charakter meiner Mutter würde mehr für den Herrn des Hauses gepaßt haben, wohingegen der Vater in seiner Weichheit und Milde besser für ihre Pflichten und Obliegenheiten sich geeignet hätte. Damit will ich durchaus nicht sagen, daß es dem Vater an Männlichkeit und Kraft oder der Mutter an echter Weiblichkeit gefehlt habe, keineswegs und dennoch bleibe ich bei meinem ersten Ausspruch, der vielleicht besser gefühlt wird, als er sich erklären läßt.

Es war eine Heirath aus reiner, heißer Liebe gewesen, der Vater hatte Alles daran gesetzt, die schöne, junge Gräfin zu erringen, sie dem Kreise vieler Bewerber zu entführen, und daß sie den bürgerlichen,

nicht ebenbürtigen Mann wählte, war ein Beweis von Neigung, ja „Schwärmerei," den viele der Verwandten ihr niemals verziehen.

Dennoch war mein Vater ein Mann, dem man nicht so leicht ohne triftigen Grund ein Nein antworten konnte, auch beharrte die junge Gräfin zu fest auf ihrem Willen, und die Eltern trösteten sich mit der Hoffnung, daß der Fürst seinen Liebling bald in den Adelstand erheben werde. Diese Gunst ließ nicht lange auf sich warten; aber zum Staunen Aller und zum Entsetzen der gräflichen Familie schlug mein Vater die Gnade des Fürsten aus. Fest und bescheiden erklärte er, er sei zu stolz auf seinen alten, guten, bürgerlichen Namen, der ihm kein Hinderniß gewesen, die höchste Ehrenstelle zu erreichen, als daß er ihn wechseln, oder ihm etwas beifügen solle, das sein würdiger Vater nicht besessen und das ihn gleichsam von den übrigen Gliedern seiner Familie trenne.

Man fürchtete, der Fürst werde diese unerhörte Freimüthigkeit ungnädig aufnehmen, aber er war ein wirklich großer Mann und schätzte Wahrheit und Offenheit, und Niemand hat bemerkt, daß sein Freund und Minister in seiner Gunst gefallen wäre, nach einer

Handlungsweise, die ihn in den Augen des Volkes fast zu einem Halbgott erhob.

Die gräfliche Familie und die in der Nähe lebenden Verwandten meiner Mutter waren so entrüstet, daß sie am liebsten jeden Umgang mit unserem Hause abgebrochen, und selbst meine Mama, eine freisinnige Frau, ohne kleinliche Vorurtheile, wie sie Solches durch die Wahl des nicht adligen Mannes bewiesen, zürnte ihm über seine Halsstarrigkeit, seinen zu weit getriebenen „bürgerlichen" Stolz. Sie meinte, es müßte ihm eine Freude und Genugthuung gewesen sein, ihr wiederzugeben, was sie seinetwegen fallen gelassen, schon um ihrer Familie willen hätte er nachgiebiger sein müssen, und es soll dieses Ablehnen des Adels die Veranlassung zum ersten ernstlichen Zerwürfniß in der jungen Ehe gewesen sein, deren Himmel bis dahin nur selten durch eine kleine Wolke getrübt worden war, durch welche die Sonne der Liebe und des Glückes dann wieder doppelt hell hervorbrach.

Das bis jetzt Geschilderte habe ich später durch Erzählungen und Andeutungen, vornehmlich von Brigitte erfahren; wenn ich meine Erinnerungen soll sprechen lassen, so beginnen diese mit voller Klarheit von meinem sechsten Lebensjahre an. Schon aus

einer früheren Zeit sehe ich manche Bilder vor mir aufsteigen, wie ich fröhlich und ausgelassen in dem schönen Hause und dem großen herrlichen Park umhersprang; von Allen geliebt, wenigstens verwöhnt nud geliebkost, ein frohes, übermüthiges Kind. Ganz glücklich fühlte ich mich an der Seite meines Vaters und ich erinnere mich, wenn seine Stirn auch noch so düster, sein Antlitz noch so ernst war, sobald seine Libelle hereinflatterte, dann erhellten sich seine Züge und seine schönen, tiefen Augen strahlten von sonniger Zärtlichkeit. Wenn ich mit den Eltern zusammen war, wollte es mit meiner ausgelassenen Laune nicht so recht gehen, ein leiser Zwang schien nicht nur auf mir, sondern auch auf ihnen zu liegen und so zärtlich mein Vater auch, wenn wir allein waren, sich gegen mich zeigte, dann liebkoste er mich weniger; auch kann ich mich nie erinnern, daß er meine Mutter umarmt habe, nur ihre schöne Hand sah ich ihn ab und zu küssen, wenn er kam oder ging. Es war mir dies schon öfter aufgefallen, doch so schnell der Gedanke kam, verflog er auch wieder; in eines Kindes Sinn jagt ja ein Eindruck den andern und in meinem Kopf tanzten die Ideen in einem recht tollen, bunten Wirbel dahin.

Eines Mittags, als wir schon mit der Mahlzeit fertig waren, der aufwartende Diener uns verlassen hatte und wir bei dem Dessert saßen, kam mir plötzlich wieder der vorhin erwähnte, sonderbare Gedanke in den Sinn: weshalb der Vater die Mama nie ordentlich küsse.

Bis an mein Lebensende werde ich diesen Mittag die ganze Scene nicht vergessen, alle Einzelnheiten des Vorfalles, ja alle Nebendinge stehen so lebendig vor mir, als sei es gestern geschehen. Ich sehe das schöne und luftige Eßzimmer vor mir, dessen Thüren und Fenster nach dem Garten gingen, der uns (wenn diese geöffnet waren) im Sommer milde Luft und Blumendüfte hereinsandte. Es war ein ungewöhnlich schöner Frühlingstag; auf dem Garten und Park lag der volle, heiße Mittagssonnenschein, während im Zimmer durch die herabgelassenenen Marquisen ein gedämpftes Licht und eine wohlthuende Kühle erzielt waren; in den Büschen und Bäumen draußen jubilirten die Vögel, eine Biene summte zuweilen zu uns herein, kehrte aber bald wieder in ihr Blumenreich zurück, das uns würzigen, balsamischen Hauch schickte.

Es war Alles so herrlich und lieblich außen und

innen und doch überkam mich plötzlich das Gefühl, als ich auf meine schöne Mutter und den stattlichen Vater blickte, die so stumm und fremd bei einander saßen, als sei nicht Alles, wie es sein sollte. Ich war vor dem Mittagsmahle im Park gewesen und hatte auch die Gärtnersleute besucht. In ihrem kleinen, hübschen Häuschen, an dem die Rosen in's Fenster kletterten, weilte ich gern; es war innen so sauber und nett und das junge Ehepaar war so fröhlich und herzlich zu einander, was mir absonderlich gefiel. Heute hatte ich sie beim Mittagsessen getroffen, es gab frischen Salat und schönen goldbraunen Eierkuchen, der mir so köstlich entgegenduftete, daß ich trotz des Verbotes, etwas von Anderen anzunehmen, doch ein Stückchen aß. Ich hatte mit den lieben Gärtnersleuten — Nanette, die Frau war lange eine treue Dienerin in unserem Hause gewesen — gescherzt und gelacht, und mit besonderem Jubel hatte es mich erfüllt, als Johann am Ende der Mahlzeit die Frau in seine Arme nahm und trotz ihres Sträubens und Mahnens, „daß sich so etwas in Gegenwart des kleinen Fräuleins nicht passe,“ herzhaft küßte. Diese Scene fiel mir jetzt plötzlich ein, als ich auf meine Eltern sah, und mit meiner Leb-

haftigkeit, die oft in Naseweisheit ausartete, rief ich schnell:

„Warum küßt Ihr Euch denn niemals? Das hat mir heute gerade so sehr hübsch an Nanette und ihrem Mann gefallen, aber Ihr sitzt immer so still und stumm beisammen, gerade, als ob Ihr nicht zu einander gehörtet. Papa, so küsse doch die Mama!“

„Renate!“ rief mein Vater mehr erstaunt als vorwurfsvoll, während ein glühendes Roth sein Angesicht überströmte, indessen die Mutter todesbleich geworden war, schnell aufsprang und aus dem Zimmer eilte.

„Renate, was hast Du gethan?“

Es lag ein solcher Kummer in seiner Stimme, so tiefe Trauer in seinen Augen, daß ich, die ich bei aller Unart doch ein weiches, warmes Herz hatte, in einen Thränenstrom ausbrach, mich schluchzend an seinen Hals warf und immer von Neuem um Verzeihung bat für etwas, dessen Unrecht ich nicht begriff.

„Nein, nein, Du kannst nichts dafür, mein goldenes Herzchen,“ sagte der Vater mit liebkosendem Beschwichtigen, „aber wie wird es sie treffen — sie“ — er brach schnell ab.

„Lieber Vater, habe ich etwas Böses gethan,

habe ich Dich oder Mama gekränkt? Ich will gleich zu ihr gehen, ihr Alles abzubitten."

„Bleibe jetzt noch fern von Deiner Mutter — Du könntest sie im Mittagsschlaf stören. Sprich auch nicht weiter darüber; und höre, mein Herzenskind, sei stets recht gut und folgsam zur Mama, sie verdient Deine volle Liebe, und wenn sie auch selten zärtlich gegen Dich ist, sie hat Dich trotzdem von ganzer Seele lieb. Willst Du immer recht gut und brav sein, meine Tochter?"

„Gewiß, Papa!" und sehr betrübt schlich ich davon, traurig, den Eltern Kummer gemacht zu haben.

Als ich später meine Mutter aufsuchte, fand ich sie in ihrem Zimmer mit einer Handarbeit beschäftigt. Obgleich sie ruhig und gehalten wie immer war, so erinnerten ihre leichtgerötheten Augen und blassen Wangen mich doch augenblicklich an die Scene bei Tische. Der Gedanke, daß ich die Ursache gewesen meine Mutter zu Thränen zu bringen, erfüllte mein Herz mit solchem Weh, daß ich mich laut weinend und sie stürmisch liebkosend in ihre Arme warf.

Wenngleich sie mich nicht zurückstieß, so sagte sie doch mit dem Ernst und dem leisen Hauch von Kälte,

der sich immer wie ein lähmender Bann auf meine warme Zärtlichkeit legte:

„Sei nicht so ungestüm, Renate, sieh, Du hast wieder meinen Spitzenkragen ganz zerdrückt!“

Jetzt weiß ich es, daß meine Mutter sich hinter diese Abweisung nur zurückzog wie hinter eine schützende Mauer, um nicht selbst wieder von ihrem Kummer übermannt zu werden; damals aber glaubte ich auf unerlaubte, empörende Art hintenangesetzt zu werden, und ein armes, mißverstandenes, ungerecht behandeltes Kind zu sein. —

Die Tage gingen dahin; und mehr und mehr legte sich ein Etwas, für das ich keinen Namen wußte — denn von bösen Ahnungen haben Kinder doch keine Kenntniß — immer schwerer auf mein Herz. Es schien mir plötzlich Alles so ganz anders im Hause geworden zu sein, und doch waren es dieselben schönen Zimmer mit der kostbaren und zugleich behaglichen Einrichtung, dieselben Diener umgaben uns, es ging Alles seinen gewohnten musterhaften Weg in der Häuslichkeit.

Eines Mittags war ich wieder die Veranlassung zu einer gleich peinlichen, wenn nicht noch schlimmeren Scene, als jene erste. Da mein Vater es für ver-

nünftiger hielt, daß ein Kind erst seine Muttersprache richtig spreche und schreibe, ehe es eine andere lerne, so hatte er mir noch keine französische Bonne gegeben und meine gute Brigitte war meine stete Begleiterin, wenn ich nicht mit den Eltern ausging. An jenem Mittage fragte mich meine Mutter, wo ich heute Morgen mit Brigitte gewesen.

„Ich ging im Augustenholz spazieren, Mama, es war so kühl und schattig dort. Aber Papa, wer war denn die fremde Dame, neben deren Wagen Du rittest und die Dir beim Abschied Kußfinger zuwarf? Ein so schönes Gesicht habe ich noch nie gesehen.“

Diesmal wurde mein Vater todesblaß, während Mama dunkel erglühend mit fast höhnischem Lächeln sagte:

„Das war eine intime Freundin Deines Vaters und ich möchte Dir den Rath geben, mein Kind, es nicht mit ihr zu verderben, wenn Du Dir seine Liebe erhalten willst!“

„Constanze!“ rief mein Vater und in dem einen Wort lag unendlich viel an Schmerz und Vorwurf und seine Augen blitzten. Doch kalt und stolz hielt sie dem Blicke Stand, bis er den seinen davor senkte; dann ging die Mutter in ruhiger Sicherheit aus dem Eßsaal.

Ich saß verwirrt, erschreckt, mit meinen Thränen kämpfend auf meinem Platz. Mein Herzschlag angstvoll und beklommen und als ich mich leise zu meinem Vater schlich, der, den Kopf in die Hand gestützt, in seinem Sessel lehnte, und bittend und zärtlich seinen Namen nannte, stieß er mich zum ersten Male unsanft zurück und rief ärgerlich:

„Geh, Du bist doch ein vorlautes Kind, wie Alle längst gesagt; mit Deinen steten, naseweisen Fragen kannst Du mir noch ganz unleidlich werden."

Ohne mich weiter eines freundlichen Wortes oder Blickes zu würdigen, verließ er das Zimmer, während ich vollkommen erstarrt zurückblieb. Das war zuviel! zuviel! Von der Mutter konnte ich manchen Tadel ertragen, denn ich war daran gewöhnt; aber von meinem Vater, der mich stets mit Güte und Zärtlichkeit verwöhnt, diese Kälte, diese harte Zurechtweisung und wieder für etwas, dessen Unrecht ich gar nicht begriff! Ich brach in ein so leidenschaftliches Weinen aus, daß mein lautes Schluchzen Brigitte herbeizog, sie trug mich schnell in mein Zimmer und dort entlockte sie mir den Grund meines Kummers.

Tiefer Ernst legte sich auf das Gesicht meiner lieben Brigitte, als ich immer von Neuem fragte:

„Sage mir nur, wodurch ich die Eltern gekränkt habe, was Unartiges in meiner Frage lag? Weißt Du, warum Papa so böse war?“ Die Matrone schien in peinlicher Verlegenheit um eine passende Antwort, und doch merkte ich ganz gut, sie wußte, wodurch ich meinen Vater so sehr verletzt. „Antworte mir, Brigitte,“ rief ich jetzt noch mehr erregt, „ich will es wissen!“

„Du willst es, nun freilich, da muß sich die ganze Welt beugen. Siehst Du, Renate, das ist wieder die Art, welche sich so gar nicht für ein Kind paßt, welche manche Leute sagen läßt, Du seist vorlaut und naseweis. Es ist überhaupt jetzt eine ganz andere Kindererziehung wie sonst,“ fuhr meine Wärterin in heiligem Eifer fort, „früher antworteten die Kinder nur, wenn sie gefragt wurden, stellten aber niemals selbst Fragen. Wir waren zehn Geschwister um meines Vaters Tisch in dem kleinen Schullehrerhause; wenn da Jeder von uns sein Mäulchen so hätte brauchen wollen, wie Du, Renate, das würde ein allerliebstes Geschnatter geworden sein! Aber jetzt wird das vorlaute Wesen der Kinder „Freimüthigkeit und Wißbegier“ genannt; na, Gott segne solche Wißbegier! Ich meine immer, das Sprüchwort der guten, alten Zeit

paßt am Besten darauf: „Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten können."

In demselben Augenblick wurde an die Thür geklopft und mein Vater trat herein.

„Ich wollte sehen, wie es meiner kleinen Tochter geht, und ob sie Lust hat, mit ihrem Papa eine Spazierfahrt nach dem zoologischen Garten zu machen?" fragte er mit seiner alten, herzgewinnenden Freundlichkeit, indem er liebkosend über mein Haar strich und meine verweinten Augen küßte.

Der zoologische Garten war für mich, wie wohl für die meisten Kinder, ein Paradies; und zwar mit noch etwas schwerem Herzen antwortete ich doch schon wieder freudig, daß ich Papa gern begleiten würde.

„Frau Brigitte, besorgen Sie Renatens Sachen, baden Sie ihr auch die Augen mit lauem Rosenwasser!"

„Will Mama nicht mitfahren?" fragte ich schüchtern, nachdem Brigitte das Zimmer verlassen.

„Nein, sie hat es mir abgeschlagen, sie befindet sich nicht ganz wohl."

Bald saß ich an meines Vaters Seite in unserer schönen, eleganten Equipage; aber noch recht betrübt blickte ich nach den Zimmern meiner Mutter empor.

„Da ist Mama — dort am Fenster!“ ich nickte ihr freundlich zu, indessen mein Vater sie mit der achtungsvollen Höflichkeit grüßte, die er nie, selbst in den schlimmsten Tagen nicht verleugnete.

Kalt und stolz, fast abweisend erwiderte sie den Gruß.

Obgleich meines Vaters volle Liebe mir von der Stunde an zurückgegeben war, und nie wieder ein unfreundliches Wort gegen mich über seine Lippen trat, so bebte die Erinnerung an den ersten Schmerz, den er mir bereitet, doch wie ein dumpfer Nachhall in mir. Wir blieben jetzt nie länger als der Diener servirte, bei Tische, vielleicht um ähnliche peinliche Scenen zu vermeiden; denn ich würde in seiner Gegenwart mir nie erlaubt haben solche Fragen zu thun. Aber auch außerdem hätten meine Eltern dergleichen nicht wieder zu fürchten gehabt. Es war mehr und mehr eine Zurückhaltung, ein Stillsein über mich gekommen, das durch den mich befremdenden Wechsel in unseren ganzen Lebensverhältnissen wohl zu erklären war, eine Verschüchterung war an Stelle meiner Lebhaftigkeit getreten, die Anderen aufzufallen schien, nur nicht den Eltern, welche von eigenen schweren Sorgen in Anspruch genommen, wenig auf mich achte-

ten. Mir erschien es, als wenn die Menschen nicht mehr so zuvorkommend und freundlich gegen mich wären, ich begegnete oft Blicken, die mich, weil so viel Mitleid darin lag, verletzten, meinen Stolz kränkten und hörte auch wohl ab und zu die Worte: „Das arme Kind.“

Das Alles war so verschieden von früher, wo man mich verzärtelt und beneidet, daß es mir auffallen mußte, nur konnte ich die Ursache nicht finden, und zu fragen wagte ich nicht mehr, auch nicht meine gute Brigitte. In unserem Hause wurde es immer stiller, wir gaben keine der glänzenden Gesellschaften mehr, zu denen dann selbst das Herrscherpaar zuweilen gekommen war, und die ich sehr gern mochte, weil ich schön geputzt, von Allen gelobt und geliebkost eine Stunde bei den Gästen weilen durfte. Meine Mutter ging gar nicht mehr aus, selbst zu den Festen des Carnevals nicht, auch nicht mehr an den Hof. Sie sei zu kränklich, hörte ich überall sagen, doch lag' sie nie zu Bett, wenngleich ihre Blässe wohl für irgend ein Leiden sprechen konnte. Ach, es war Alles anders bei uns geworden! Den Vater sahen wir selten, nicht einmal immer zu Tische, und wenn ich wieder einmal allein mit ihm war und seine mich beglückende Zärt-

lichkeit wie eine Sonnenfluth über mich kam, dann hätte ich tausend Fragen thun mögen, mich aber wohl an seinen Ausspruch erinnernd:

„Du wirst mir durch Dein Fragen noch ganz unleidlich werden," schwieg ich.

Immer schwüler und banger wurde die Atmosphäre in unserem Hause; so schwer, wie vor dem Ausbruch eines Gewitters schien es auf Allen darin zu liegen, selbst auf dem Dienstpersonale. Die Leute gingen viel leiser und gedrückt umher und sprachen meist nur flüsternd miteinander. Aus den Zimmern meiner Mutter hörte ich einmal ein lautes, heftiges Gespräch, das wie ein leidenschaftlicher Wortwechsel klang. Zum Tode erschreckt, lief ich in eine Fensternische, mich zu verbergen, als die Thür sich öffnete und mein Vater bleich und wild herausstürzte. Mein lieber theurer Vater, Gott sei gedankt, daß ich Dich nur einmal so gesehen!

Der Frühling war warm und sonnig auf den schweren, harten Winter gefolgt, und ich hörte, daß ich mit Mama und Brigitte nach der fernen Heimath meiner Mutter reisen sollte, nach dem Stammgut der Familie, das, weil es ein Fideicommiß war, nach dem Tode meines Großvaters auf dessen Bruder Graf

Stephan von Waldstein übergegangen war. Schon der Gedanke an die Reise war ein köstlicher, jede Veränderung ist für ein Kind eine große Freude, um so mehr war sie es jetzt für mich, die ich in der beklemmenden Luft unseres Hauses kaum mehr frei zu athmen wagte. Ich war überzeugt, daß mein Papa uns später nachkommen würde, so daß mir die Trennung nicht schwer erschien. Daß der zehnte Mai, mein Geburtstag, der sonst immer sehr festlich begangen worden, zum Tag der Abreise bestimmt war, kam mir recht wunderbar vor; damit aber die Reise sich nur ja nicht durch irgend eine Aeußerung von mir eine Stunde verzögere, schwieg ich still darüber.

Es mochte wohl ein Traum gewesen sein, und doch ist es mir wieder, als wenn es Wirklichkeit war, daß in der Nacht, die meinem Geburtstage voranging, ein leiser Schritt mein Zimmer durchschlich, daß Jemand an meinem Bett kniete, mich sacht und sanft küßte und Thränen auf meine Hände fielen. Es war mir, als hörte ich die Stimme meines Vaters zitternd in Schmerz und Liebe die Worte flüstern: „Gott schütze Dich, mein theures Kind, und mögest Du mich lieb behalten!“

„Vater — lieber Vater!“ rief ich, mit dem

Schlafe kämpfend, doch als ich mich endlich ermunterte, sah ich den Gerufenen nicht im Zimmer, der bleiche Morgenschein stritt schon mit dem Lichte der Nachtlampe um den Preis der Helle; es sah so geisterhaft und fremd in meinem sonst so lieben, schönen Stübchen aus, dazwischen wieder so unbehaglich wie immer vor einer größeren Reise. Koffer und Schachteln standen umher, theils geschlossen, theils geöffnet, um noch Verschiedenes aufzunehmen.

Die Reise, die ersehnte Veränderung lag vor mir, und doch vermochte ich mich nicht so recht zu freuen. Mein Herz war schwer und beklommen, ich wußte nicht weshalb. Der Vater hatte schon am vorigen Abend von mir Abschied genommen, weil er, wie er mir sagte, am anderen Morgen mit dem Fürsten ganz früh auf die Jagd führe. Da dies öfter geschah, fiel es mir nicht auf. Herzinnig, doch sehr kurz war des Vaters Abschied von mir gewesen; jetzt weiß ich, daß er ihn so beeilte, weil ihm selbst fast das Herz brach, und er seine Selbstbeherrschung zu verlieren fürchtete.

Nachdem ich an jenem Morgen durch einen lebhaften, ängstlichen Traum, oder durch eine traurige Wirklichkeit erweckt worden war, vermochte ich erst

nicht wieder einzuschlafen, zuletzt verfiel ich doch in einen leichten Halbschlummer, der aber meine Sinne nicht vollkommen gefangen nahm. Ich sah Brigitte im Zimmer umherschaffen, ich hörte sie auch, wie es ihre Weise war, halblaut vor sich hinsprechen, und einzelne Worte klangen an mein Ohr.

„Es ist eine Schande und eine Sünde, schon um des Kindes willen sollte es nicht geschehen — solches Engelchen zur Waise zu machen — schlimmer als das.“

Anfangs glaubte ich, es sei von meinen Eltern und mir die Rede, doch das Wort Waise beruhigte mich, Vater und Mutter lebten mir ja, da konnten wir nicht gemeint sein.

Kerzenschimmer fiel in meine Augen, und der süße Duft von frischem Kuchen und von Blumen, mit einem Worte der festliche Geburtstagshauch umwehte mich und scheuchte schnell den Schlaf von meinen Augen. Da stand das Tischchen mit der weißen Serviette, auf ihm der köstliche Napfkuchen mit den brennenden Lichtern, ringsum mit den herrlichsten Blumen verziert. Brigittens kleiner Aufbau, mit dem sie mich stets aus dem Schlafe erweckte, machte mir, vielleicht weil es die erste Gabe

war, mindestens so viel Freude, als später der große Geburtstagstisch mit den schönsten Geschenken.

„Du liebe, gute Brigitte!“ rief ich, meiner treuen Wärterin die Hände entgenstreckend.

Sie setzte sich auf meine Bettkante und nahm mich an ihr Herz, aber ihre Liebkosungen waren mit Thränen vermischt, und wieder glaubte ich das mitleidige: „Armes Kind!“ zu vernehmen, das mir stets wie ein Messer in die Seele schnitt, und mir das Blut in's Gesicht trieb, weil es mir so unverständlich und beängstigend klang.

„Weshalb nennt Ihr mich jetzt so oft ein armes Kind?“

Ehe Brigitte mir antworten konnte, kam das Kammermädchen meiner Mutter uns zu sagen, wir müßten uns beeilen, in einer halben Stunde führe der Wagen vor. Ein hastiges Anziehen und Frühstücken, jenes Durcheinander, welches stets einer Reise vorangeht, ließ keine Zeit zu weiteren Fragen. Ich hörte den Wagen vorfahren, meine Mutter ging festen Schrittes und in stolzer Haltung den Corridor entlang die Treppe hinunter. Ich folgte, in der Hand den reizenden Blumenstrauß, welchen mir der Gärtner geschickt. Leises Sprechen ließ mich still stehen, unser

zahlreiches Dienstpersonal war herbeigeschlichen und blickte meiner Mutter nach; die alte Köchin schluchzte, und ich vernahm die geflüsterten Worte: „Von einer solchen Frau und solchem Kinde sich zu trennen — sie zu verstoßen!“

Eine wilde Angst ergriff mich, wie Blitze durch Dunkel so zuckte es durch meinen Kopf, eine Art Verständniß ging mir auf, aber das Licht war ein zu grelles, es blendete und verwirrte mich. Ich flog die Treppe hinab, sprang in den Wagen — dort lag meine Mutter schluchzend in einer Ecke, bis hierher hatte ihre Selbstbeherrschung gereicht, da brach sie zusammen.

Das war also all das Dunkle und Räthselhafte gewesen, was mich in letzter Zeit so beunruhigt! Vollkommen begriff ich auch jetzt die Sachlage noch nicht, und was das für ein Scheiden sein solle — aber das Eine schien mir klar, wir gingen zur Nimmerwiederkehr, gingen für immer von meinem Vater. Dieser Gedanke war so furchtbar, daß er mir fast die Besinnung raubte. „Vater, Vater!“ rief ich in heißer Angst und schaute durch meine Thränen nach seinem Zimmer hinauf. Zwischen den herabgelassenen Vorhängen hindurch, gewiß von Niemand als von

mir bemerkt, blickte ein bleiches, von Schmerz entstelltes Antlitz hernieder.

Wie ich aus dem Wagen und die Treppe hinauf kam, weiß ich nicht, nur dessen erinnere ich mich, daß ich in meines Vaters Zimmer stürzte mit dem herzzerreißenden Schrei:

„Vater — Vater, Du verstößest uns, mich und die Mama — ich werde niemals mehr zurückkommen, Dich nie wiedersehen! Was haben wir Dir gethan, Papa?"

„Allmächtiger Gott, habe Erbarmen!" stöhnte mein Vater, während er mich in seine Arme riß und mit leidenschaftlichen Liebkosungen überschüttete.

„Dich niemals wiedersehen — nie wieder zurückkehren!" klagte ich.

„Ja, Renate, Du wirst mich wiedersehen, Du kannst hierherkommen, so oft Du willst. Wie vermöchte ich es wohl, Dich für immer zu lassen; mein theures, vielgeliebtes Kind!"

Dem starken Manne brach die Stimme bei den letzten Worten, und ich fühlte seine Thränen sich den meinen vermischen.

Indem kam Brigitte mich zu holen; fast vorwurfsvoll sagte sie:

„Renate, Deine Mutter wartet — sie hat nur Dich noch auf der Welt, sie zu lieben, willst Du sie auch verlassen?“

Die Worte schlugen ein in meine Seele, Brigitte fand in ihrer Weise oft den besten Weg zu meinem Herzen; ich glaube, daß kein anderer Ruf mich vermocht hätte, mich so schnell aus den Armen meines Vaters zu reißen.

„Nein, nein, ich komme — arme, liebe Mutter!“ rief ich schluchzend.

Indem mein Vater noch einmal seine Hand segnend auf mein Haupt legte, sagte er:

„Frau Brigitte, wachen Sie über Renate, mein Kleinod, mit Ihrer alten Treue und sorgen Sie, daß meine Tochter mich nicht ganz vergißt!“

Es lag ein so unsäglicher Schmerz und eine so tiefe Liebe in den Worten, daß Brigitte ihren heißen Groll etwas davor schwinden fühlte, und wenigstens höflich antwortete: „Es soll geschehen, was an mir liegt, Herr.“

„Mich braucht Niemand zu lehren, Dich nicht zu vergessen, Vater — das hast Du mich selbst am Besten gelehrt!“ rief ich mit voller Ueberzeugung.

„Mein Goldkind, mein liebes treues Herz!“

flüsterte er, sichtlich erfreut und gerührt durch die Antwort. „Du wirst Deiner Mutter bester Trost sein, an Dir wird ihr eine kräftige Stütze erwachsen. Gott segne Dich, meine Renate, meine gute Tochter!“

Ein letzter langer Kuß — ein letzter Blick, und das Vaterhaus als eigentliche Heimath schloß sich mir für immer. —

Die Vorhänge waren vor die Fenster des Wagens gezogen, während wir durch die noch menschenleeren Straßen meiner Geburtsstadt dahinfuhren. Meine Mutter lag in ihrer Ecke mit geschlossenen Augen, als schliefe sie und hatte keine Acht auf mich. So konnte ich ungestört weinen, und ich that es, wenn auch leise, doch so bitterlich, als wolle mir das Herz brechen. Gott bewahre jedes Kind vor einer so heißen, grenzenlosen Verzweiflung, wie sie an jenem Morgen in mir brannte. Es ist ein zu unnatürliches Gefühl für ein so junges Menschenkind, und ich weiß genau, daß jener Schmerzenssturm — gleich wie ein Strom heißer Lava fruchtbare Gefilde verheert — manche Knospe meines Inneren knickte, die nie wieder

erstand. Der zauberisch frische Duft kindlichen Frohsinnes war auf immer dahin.

Die Eltern, zu denen jedes Kind, besonders in so jungen Jahren, wie zu persönlichen Gottheiten aufblickt, von denen alles Gute und Schöne ihm kommt, die es als einzige Lenker und Regierer seines Schicksals ansieht — und bei meinen Eltern, vornehmlich bei meinem Vater hatte sich dies Empfinden in höchstem Maße gehabt — sie brachten nun jenen Schmerz, jenen Zwiespalt, der mich nie zur Ruhe kommen ließ, in ihres Kindes Leben. Mein Vater, den ich vor Allen hoch gehalten, der mir als der vollkommenste und größte der Menschen erschien, stand plötzlich als hart und grausam vor mir; er konnte eine so schwere Sünde auf sich laden — denn so hatte ich sein Thun an jenem Morgen von unseren Leuten nennen hören — sich von meiner Mutter scheiden zu lassen, uns zu verstoßen! Von den biblischen Geschichten, die in schöner Auswahl und Bearbeitung in einem meiner Lesebücher standen, hatte die Erzählung von Hagar und Ismael mich immer besonders gefesselt und tief gerührt; mit innigster Theilnahme, zuweilen mit Thränen konnte ich das Bild betrachten, auf dem die arme, verstoßene Frau

und Mutter mit ihrem Knaben an der Hand, das schützende Haus verläßt und in die Fremde zieht. Und nun war ich selbst ein solcher Ismael, nun verstieß meines lieben, gütigen Vaters Hand Weib und Kind von dem heimathlichen Heerde. Wie konnte dies sein — wie war so Furchtbares möglich? Dieser eine Gedanke beschäftigte mich unaufhörlich, wie im Kreislauf drehte er sich in meinem kleinen Kopfe herum. Vielleicht wäre die Qual in mir nicht zu solcher Höhe gestiegen, wenn ich hätte reden oder fragen dürfen. Aber meine Mutter lag still, ohne sich zu regen, im Wagen, und wenngleich sie mir das Sprechen nicht verboten hatte, so fühlte ich doch plötzlich mit dem Tact, welchen in dieser Weise meist nur der Schmerz verleiht, daß ich weder zu, noch vor meiner Mutter eine dieser Fragen thun dürfe; ein Etwas sagte mir, daß ihr Leid noch bei Weitem größer und bitterer sein müsse, als das meine. Verstoßen, sie, die stolze Frau durch eine Andere verdrängt! Denn nun erinnerte ich mich auch, diesen Ausspruch einmal aufgefangen zu haben, doch hatte ich in meiner Arglosigkeit nicht geglaubt, er könne sich auf meine Eltern beziehen.

Wir fuhren dahin Stunden und Stunden, ohne

besonderen Aufenthalt, da wir immer wieder frische Pferde vorfanden. Die Mama blieb im Wagen, ohne einen Bissen Speise zu nehmen, ich stieg zuweilen aus und ging an Brigittens Hand umher. Es war ein wonniger Frühlingstag, und die Wald- und Feldblumen blühten in reicher, bunter Fülle rings umher. Wie würde sonst mein Herz vor Freude gejauchzt, welche Massen würde ich gepflückt haben; jetzt sah ich sie nur, weil meine gute Brigitte, um mich etwas von meinem Kummer abzuziehen, mich darauf aufmerksam machte. Am Nachmittage zog ein Gewitter herauf; die Furcht vor demselben war bei mir bis jetzt so groß gewesen, daß es selbst meinem Vater noch nicht gelungen, mich davon zu befreien; wenn ich auch nicht schrie oder weinte, so war ich doch in seltsamer Aufregung, wurde blaß und kalt und zuckte bei jedem Blitz zusammen. An jenem Tage sah ich mit vollkommener Ruhe und Gleichgültigkeit die Gewitterwolken sich aufthürmen, ohne Furcht hörte ich den Donner näher heranrollen, und so entsetzlich elend fühlte ich mich, daß es mir wie eine Erlösung schien, wenn ein Blitz herniederführe und meine Mutter und mich tödtete.

Vielleicht würde Mancher, wenn er diese Schilderung läse, lächeln oder ungläubig den Kopf schütteln,

und doch ist es Wahrheit, lautere, heilige Wahrheit, die ich berichte. Wenn Gott in seiner Güte auch nicht oft ein solches Empfinden in dem Herzen eines neunjährigen Kindes zulassen wird, in dem meinen war es vorhanden, damals mit mehr Schärfe und Klarheit gefühlt, als jetzt, wo ich es niederschreibe, denn nun ist dem Schmerz der Stachel genommen. Mehr und mehr erstieg in mir der Wunsch, der Blitz möchte uns Beide erschlagen, da wäre alle Noth mit einem Male zu Ende, und besser sterben, als verstoßen sein.

Ich habe in späteren Jahren mit Reue und Beschämung an ein so sündiges Gebet gedacht, aber wie auch das Leben mich noch in seine harte Schule genommen, wie viel Schmerz mich auch noch getroffen hat, eine so sinnverwirrende Verzweiflung wie an jenem Tage in meiner jungen Seele herrschte, hat Gott sei Dank nie wieder von mir Besitz genommen.

Es war ein furchtbares, grausiges Gewitter, welches sich entlud. Wir hatten mit genauer Noth noch ein Unterkommen in dem nächsten Bauerngehöft gefunden. Mama und ich, wir saßen in der besten Stube unserer freundlichen Wirthe, während der Wagen schnell in eine offene Scheune hineingezogen wurde,

und Brigitte dort bei den Sachen blieb. Ein tiefes Dämmern herrschte in dem niederen Zimmer, das durch ein Paar vor den Fenstern stehende Bäume schon düster gemacht wurde; nur ab und zu flammten gelblich blaue Blitze grell hindurch.

Meine Mutter saß fernab vom Fenster, ich stand ruhig an demselben, furchtlos in den gewaltigen Aufruhr der Natur hinausblickend, während mein Herz von dem einen sündhaften Gedanken bewegt ward. Plötzlich schien Mama sich meiner sonstigen großen Gewitterfurcht zu erinnern, denn sie fragte hastig:

„Aengstigst Du Dich heute nicht, Renate? Komm her zu mir, mein Kind!"

Ich trat zu ihr, sie hob meinen gesenkten Kopf in die Höhe — wahrscheinlich muß mein Gesicht die Gefühle meiner Brust verrathen oder ich muß entsetzlich blaß ausgesehen haben, denn ich bemerkte, wie meine Mutter zusammenfuhr; mitleidsvoll sagte sie:

„Das arme Kind, wie es sich ängstigt!"

„Nein, liebe Mutter, ich ängstige mich gar nicht vor dem Gewitter, nicht im Geringsten; ich würde mich sogar freuen, wenn der Blitz Dich und mich erschlüge, dann brauchten wir doch nicht so unglücklich zu sein und verstoßen in die Welt hinauszuziehen wie Hagar

und Ismael — und mein Vater beginge nicht eine so schwere Sünde, sich von Dir zu scheiden und eine Andere zu heirathen."

Mit wilder Heftigkeit, von krampfhaftem Weinen unterbrochen, hatte ich die Worte hervorgestoßen, der Paroxysmus meiner Verzweiflung mußte sich Bahn brechen.

Meine Mutter war todesblaß geworden, sie schien nach Athem, nach Worten zu ringen, aber vergeblich, und ich, ihre Qual nicht achtend — ich mußte sprechen, meinem Jammer Luft machen — fuhr fort:

„Ich bin so unglücklich, Mutter — so sehr unglücklich! Papa, der mich so innig liebte, schickt mich fort und wird mich bald vergessen, und Du machst Dir nichts aus mir."

„Wer hat das gesagt, Renate?" rief meine Mutter, „wer hat diesen Gifttropfen in Deine unschuldige Kinderseele geträufelt? Will Er Dich mir auch abwendig machen, Dich mir auch noch nehmen? Dich aber lasse ich nicht, niemals, niemals!"

Sie riß mich in ihre Arme, hielt mich fest an ihrem Herzen, mich mit den zärtlichsten Liebkosungen, den süßesten Namen überschüttend. Meine ernste, strenge Mutter, die ich stets für kalt gehalten, war von einer

Weichheit und Innigkeit, zeigte ihre Liebe in einer so schrankenlosen Weise, daß ich, wie von einem seligen Traume befangen, an ihrem Herzen ruhte, ich fürchtete stets, ich würde erwachen, der Zauber, der mich umspann, müsse weichen, denn von der Macht, welche diese Zärtlichkeit auf mich ausübte, kann ich keine Schilderung geben.

War das meine Mutter, die ich stets so ernst und ruhig gekannt, nicht zurückstoßend, doch nie aus ihrer gemessenen Bahn herausgehend, die nun überfloß von Liebe und Hingebung? Wenn mein Vater sie so gesehen, so hinreißend in ihrer Gefühlswärme, ob er sich je von ihr hätte trennen können? Dieser Gedanke fuhr wie ein Blitz durch meine Seele, schnell verschwindend, wie er gekommen, sie hatte ja nur Raum für das Glück, welches mich ebenso unerwartet als sonnig überkam, mich von meiner Mutter geliebt zu wissen, von ihr mit der innigsten Zärtlichkeit behandelt zu sehen.

„So hast Du mich wirklich lieb, Mama, gute theure Herzensmutter?" flüsterte ich in anderen Lauten jetzt als in jenen wilder Heftigkeit, mit denen ich vorhin gesprochen. „Du warst stets so ernst und kalt

gegen mich, daß ich glaubte, Du seist mir nicht gut — so bin ich Dir aber doch etwas?"

„Etwas, Renate? Mein Alles, mein Liebstes bist Du jetzt auf Erden, ich habe ja nichts, als Dich allein."

Und unter Thränen und süßen Liebkosungen schloß mich die Mutter von Neuem in ihre Arme, während mein Herz in nie geahnter Seligkeit stürmisch klopfte. Die Liebe zu meiner Mutter war nur durch ihre anscheinende Kälte, ihre große Strenge zurückgedrängt worden, in meiner Seele hatte sie immer gelegen; jetzt schoß sie empor mit jener Wärme und Gluth, die meiner Natur eigen. Wie durch Zauberschlag war die leise Angst und Scheu, welche mich sonst in meiner Mutter Gegenwart gefangen hielt, verschwunden, und wie ein Strom ergoß sich meine Innigkeit und Zärtlichkeit auch über sie. Sie schien ebenso erstaunt über die Wandlung mit mir, wie ich über ihr verändertes Wesen gegen mich, verwundert und entzückt war.

„Wie alt bist Du, Rena?" fragte sie mich plötzlich.

„Neun Jahr; heute bin ich neun Jahr geworden."

„Dein Geburtstag! und ich konnte es vergessen — Dein Geburtstag, und Niemand hat Dir Glück gewünscht!“

Ein heißes Erröthen flog über das Antlitz der Sprechenden, während Thränen in ihre Augen traten.

„Weine nicht, Mama! Brigitte hat mir den schönen Festkuchen gebacken und ihn wie immer, mit brennenden Lichtern und Blumen geschmückt, an mein Bett gebracht.“

„Brigitte also vergaß es nicht, wie ich es gethan! Vergieb mir, Renate, und nimm noch jetzt meine besten Wünsche. Gott segne Dich, mein geliebtes, theures Kind!“

Wie die Mutter so sanft und feierlich ihre schönen Hände auf mein Haupt legte, war es mir, als wenn wirklich Gottes Segen auf mich herniedersänke, denn mein Herz, das erst so wild und stürmisch geschlagen, wurde immer friedlicher. Der Wunsch zu sterben war ganz aus meiner Seele gewichen, es schien mir schon deshalb schön, zu leben, um Mama zu zeigen, wie lieb ich sie hätte, und daß ich ihr die Stütze sein könnte, zu der mein Vater mich noch in der letzten Abschiedsminute bestimmt.

Als wir wieder dahinfuhren durch die nach dem

Gewitter doppelt schöne Natur, die von Balsamhauch, Blumenduft und frischem Leben überfloß, da war es wenigstens momentan in unser Beider Herzen nicht mehr so dunkel und verzweiflungsvoll. Gott in seiner Güte hatte uns einen Strahl der Gnade gesandt. Wie meine Mama mich so fest und treu mit ihrem Arm umschlossen hielt, war es mir, als sei ich doch noch geborgen auf der Welt; und auch in ihr schien die Mutter über die schwergekränkte, tiefbetrübte Gattin gesiegt zu haben. —

Am Abend des zweiten Tages fuhren wir über die Zugbrücke, welche zum Schlosse Waldstein, dem Stammsitze der Familie, führte. Mit einem leisen Schauer sah ich auf das altersgraue, düstere Gebäude — für seine Romantik hatte ich damals noch keinen Sinn — welches nun meine Heimath werden sollte.

Und grau, einförmig und düster war auch wirklich das Leben, welches nun für mich begann. Es war für mich ein zu großer Abstand aus dem lieben, sonnigen Vaterhause, in dem ich ein von Allen verwöhntes Kind gewesen, in das stille Schloß des Großonkels versetzt zu werden, der durch die Scheidung seiner Nichte tief verletzt war, und mich Anfangs als Tochter meines Vaters nicht mit sehr

freundlichen Augen betrachtete. Auch meine Mutter blieb nicht in der Stimmung, die mich so glücklich gemacht. Wäre ich nicht noch ein so unverständiges Kind gewesen, hätte ich gar nicht erwarten und verlangen dürfen, daß diese Art, auch durch äußere Zeichen Liebe zu beweisen, anhalten konnte. Denn wenn auch ein Charakter in einzelnen großen Momenten ganz aus sich herauszugehen vermag, so wäre eine so plötzliche und vollständige Umwandlung doch unmöglich! Kam ich auch nie wieder dazu, an der Liebe meiner Mutter zu zweifeln, so vermißte ich doch auf das Schmerzlichste jene hingebende Zärtlichkeit, welche in den dunkelsten Tag meiner Kindheit wie ein Sonnenstrahl fiel und mich dem Rande der Verzweiflung entriß. Obgleich die Mutter nie klagte, ging sie doch in tiefer, stiller Trauer dahin, die mir die Seele zerschnitt, und mich dazu trieb, ihr durch viele Liebe und große Folgsamkeit das Dasein leichter zu machen.

Eines Tages, vielleicht ein halbes Jahr nach unserem Einzuge in Waldstein, meldete der Oheim meiner Mutter, daß der König so gnädig gewesen, ihr die Erlaubniß zu ertheilen, den Namen ihres Vaters wieder anzunehmen.

„Und Du, Renate,“ fuhr der alte Herr zu mir gewandt fort, „bist jetzt ein Fräulein von Waldstein, verstanden? Vergiß nicht, daß jener bürgerliche Name — und nur ein Plebejer konnte handeln wie Dein Vater gethan — nie wieder in diesen Räumen erklingen darf.“

Mir den Namen meines Vaters nehmen — ihn in meiner Gegenwart schmähen! Das war mehr, als ich zu ertragen vermochte. Der alte Ungestüm regte sich, das rasche, leidenschaftliche Blut, welches durch den Zwang der Verhältnisse wohl unterdrückt, doch lange nicht bekämpft war, wallte heiß empor; ich würde dem Oheim sehr heftig geantwortet haben, wenn nicht die Mutter, meine Gedanken errathend, mich schnell aus dem Zimmer entfernt hätte, indem sie mir zuflüsterte:

„Kein Wort, Renate, ich befehle Dir zu schweigen!“ Und als noch immer Zorn und Trotz in meinen Augen blitzten, fügte sie weich hinzu: „ich bitte Dich darum, als um einen Beweis Deiner Liebe!“

Diese Worte waren ein Talisman, durch den ihr Alles gelang. In ihrem Zimmer sprach die Mutter zu mir in einer Weise, wie sie sonst einem so jungen Mädchen wohl selten zu Theil wird, aber

die schwere Leidenszeit hatte mich über mein Alter hinaus gereift, in mancher Hinsicht war ich kein Kind mehr.

„Renate, es ist mein innigster Wunsch gewesen, wieder den Namen meines Vaters annehmen zu dürfen. Seitdem eine andere Frau im Begriff steht, den Namen zu tragen, welchen ich bis jetzt geführt, kann und will ich ihn nicht mehr mein nennen. Willst Du nun anders heißen als Deine Mutter? Soll jedem Fremden, dem vielleicht unsere traurige Geschichte verschwiegen bliebe, diese Namensverschiedenheit eine Ursache werden danach zu forschen? Darum, mein Liebling, erfülle meinen Wunsch! Und noch eine Bitte, Renate, vermeide jede Heftigkeit gegen den Oheim! Bedenke, daß er uns eine Heimath gegeben, als wir schutzlos in der Welt standen, und daß wir seiner Güte viel verdanken; denn wenn auch Dein Vater es sich nicht verweigern ließ für Dich zu sorgen — er konnte dies als Recht fordern — und er auch mir ein bedeutendes Jahrgeld aussetzen wollte, so bin ich doch zu stolz, auch nur das Geringste von ihm anzunehmen. Es ist ein schweres Loos, das uns Beiden zuertheilt ist, mein armes, liebes Kind, aber tragen müssen wir es — denn es giebt keine Hülfe."

Ja, es war ein schweres Loos, so schwer, daß es Herz und Geist wund drückte. Mir scheint es kaum etwas Schlimmeres und Unnatürlicheres zu geben, als die Stellung der Kinder geschiedener Eltern. Vielleicht mag es für die nicht so traurig sein, welche ganz und voll entweder dem Vater oder der Mutter anhangen, sich für eine Partei erklären, und ihren Platz danach wählen. Aber so zwischen Beiden zu stehen, das Herz in gleicher Liebe für die Eltern getheilt, das ist eine Quelle nie endenden Schmerzes. An der Seite der Mutter empfand ich das Sehnen nach dem Vater, und war endlich der heiße Wunsch erreicht, und das Vaterhaus öffnete dem Kinde einmal wieder gastlich seine Pforte, so fand es doch die alte liebe Heimath nicht mehr, so war Alles ihm fremd und es bangte sich zurück nach dem Mutterherzen. O, nur wer ihn selbst empfunden diesen Zustand aufreibender Unruhe und Zersplitterung, nur wer sie selbst erlitten alle diese Qualen, die jede ungetrübte Freude ausschließen, nur der weiß, welcher Unsegen das Kind geschiedener Eltern durch das Leben begleitet. Eine Waise steht kaum so verlassen da. Wie oft habe ich die Kinder beneidet — nicht die glücklichen, welche in Liebe und Eintracht mit beiden

Eltern lebten, eine solche Seligkeit konnte ja nie wieder mein werden — nein, selbst die, welche den Vater als todt beweinten, welche mit ihrer Mutter zusammen seiner gedenken konnten in innigster Zärtlichkeit, sich voll Stolz sein nennen durften.

Mir aber war verboten meines Vaters Namen zu tragen, nicht einmal aussprechen durfte ich ihn; er lebte, und ich sah ihn nicht, hörte kein Wort von ihm, und doch hatte ich eine so brennende Sehnsucht nach seiner Nähe, daß ich am Tage immer seiner gedachte und Nachts von ihm träumte. Oft habe ich, wie mir Brigitte später erzählte, im Schlaf seinen Namen gerufen, und bin, wie ich mich erinnere, unter heißen Thränen erwacht.

Manchem möchte diese Schilderung vom Seelenleben eines so jungen Mädchens vielleicht übertrieben und unnatürlich erscheinen, wer aber Gleiches wie ich erfahren, er wird die Gefühle jener Zeit, welche noch nach Jahren so klar und lebhaft vor mir stehen, gerechtfertigt und wahr finden.

Brigitte hatte viel Noth mit mir; allen Jammer, jede Klage und Frage, die ich in Gegenwart meiner Mutter mich bemühte zu unterdrücken, mußte sie mit anhören; und trotzdem wollte oder konnte sie mir

keine Nachricht vom Vater geben. Welche Höhe meine Angst und Sehnsucht erreicht haben mußte, ist daran zu ermessen, daß ich mir eines Tages den Muth nahm, mit meiner Mutter von ihm zu reden. Zitternd stand ich vor ihr und unter heißen Thränen stammelte ich:

„Liebe Mutter schilt mich nicht — sei nicht böse — ich habe Dich ja so lieb, so lieb — aber sage mir nur ein einziges Mal, wie es meinem Vater geht, ob er auch so unglücklich ist, wie wir es sind? Ich kann es nicht mehr aushalten, nichts von ihm zu hören.“

Die sonst so melodische Stimme meiner Mutter klang scharf und hohl, als sie erwiderte:

„Unglücklich? Er ist im Gegentheil sehr glücklich und befindet sich mit seiner jungen, schönen Frau auf der Hochzeitsreise.“

Endlich einmal eine Nachricht von dem Theuren, so lang und heiß erwünscht, und nun traf sie mit neuem Kummer. Verheirathet! Lange Jahre hat es bedurft, bis ich es begriff, wenngleich ich es nie recht finden konnte — daß es wirklich möglich oder erlaubt sei, einer der Gatten könne sich, ohne daß der Andere gestorben sei, von Neuem vermählen. Ich hatte einst

der Trauung einer unserer Dienerinnen beigewohnt, und so klein ich war, hatte der Ausspruch des Predigers: „Bis der Tod Euch scheidet“ einen unendlich feierlichen und unvergeßlichen Eindruck auf mich gemacht. Es kam mir ganz unnatürlich und gesetzwidrig vor dieses Scheiden durch Menschenwort, und ich muß gestehen, daß, obgleich meine Mutter von meinem Vater getrennt war und seinen Namen abgelegt hatte, den jetzt eine Andere führte, sie und sie allein mir als seine rechtmäßige Gattin erschien.

Weihnachten kam für mich als ein trübes, stilles Fest; denn wenn mir auch ein großer Christbaum ausgeputzt wurde, und Mama sowie der Großonkel, der stets gütiger gegen mich wurde, schöne Geschenke darum legten, es war doch gar nicht wie zu Hause. Meine Erinnerungen weilten unablässig bei dem letzten lieben Weihnachtsfeste, an dem ich noch so glücklich war, nichts ahnend von dem Kummer, welcher bald über mich hereinbrechen sollte. Mein Vater verstand es ganz besonders den Weinachtstisch reizend zu machen, mich durch immer neue und sinnige Erfindungen beim Aufbau zu überraschen und zu entzücken; er ward in seiner großen Liebe zu mir selbst zum Kinde, mit mir spielend und sich freuend. Und nun

war ich vergessen, in seinem neuen Glück hatte er keine Erinnerung an sein armes, trauriges Kind! O, wie dieser Gedanke an mir nagte mit unablässiger Bitterkeit, wie er, wenn ich ihn auch einmal überwunden glaubte, doch immer wiederkehrte. Bald aber sollte ich mich meiner Zweifel schämen, denn noch am heiligen Abende, gerade zu der Stunde, in welcher ich in früheren Jahren, von der Hand des Vaters geleitet, in das Weihnachtszimmer trat, langte hier auf dem Schlosse eine große Kiste mit Geschenken für mich an, von einem Briefe meines Papa's begleitet.

An des Oheims finsterer Miene, an meiner Mutter verlegenen Blicken merkte ich zuerst, daß ich zu laut in meinem Jubel gewesen sei, den mir der Onkel gewiß als Undank gegen seine Güte auslegte. Auch die Mama schien nicht sehr erfreut über die Sendung und wenn mir das damals ganz unbegreiflich war, so kann ich es jetzt eher verstehen, daß sich ein Gefühl der Eifersucht bei ihr geltend machte, nicht nur darüber, daß ich mit so ersichtlicher Liebe noch an dem Vater hing, mehr noch, daß dieser doch immer ein Anrecht an mich habe, und sich dessen gewiß nie ganz begeben werde. So mischte sich auch wieder in diese große, reine Freude über das Gedenken meines Vaters

an mich ein Wermuthstropfen, so mußten auch hier wieder die natürlichsten Gefühle von Freude und Dankbarkeit unterdrückt werden. Wie es möglich gewesen ist, daß mein Charakter seine angeborene Offenheit und Freimüthigkeit nicht einbüßte in Verhältnissen, die zwar nicht gerade Verstellung, doch immer ein gewisses Verhehlen, eine stete Nothwendigkeit, auf meiner Hut zu sein, zur Pflicht machten, das hat mich oft selbst mit Staunen erfüllt. Das Glück über des Vaters Brief war so groß, daß ich meine sonstige Vorsicht vergaß und jubelnd zur Mama lief mit den Worten:

„Höre nur, Mütterchen, was Papa mir schreibt."

Erst als die Mutter schnell aufstand und aus dem Zimmer eilte, merkte ich voll tiefer Beschämung, daß ich sehr unbedacht gewesen. Daß aber ein so junges Kind schon bei Allem, was es sagt und thut, Ueberlegung und Vorsicht soll walten lassen, ist ein schweres Verhängniß, an dem alle Kindlichkeit und wahre Jugendlust zu Grunde gehen muß.

Trübselig schlich ich von dannen mit meinem lieben, verschmähten Brief, dessen hohen Werth mir nichts zu schmälern vermochte. Ich besitze diesen ersten Brief meines Vaters noch jetzt, er ist vergilbt und in

den Falten des Papieres fast gebrochen, doch ein theures Kleinod für mich. Meine Mutter hätte ihn ruhig lesen können, er enthielt nichts, was ihr Auge zu scheuen brauchte; aber freilich bei einem so traurigen und unnatürlichen Verhältniß, wie das zwischen geschiedenen Gatten, findet sich in Allem ein Stein des Anstoßes. Mein Vater fragte nach meiner Gesundheit, meinen Beschäftigungen, wer mir Unterricht ertheile und ob ich Fortschritte mache. Er bat mich, immer recht gut und folgsam zu sein, und seine letzten Abschiedsworte nicht zu vergessen. Die innigste Liebe sprach aus jeder Zeile; und die Hoffnung, mich bald wiederzusehen, schien ihn mit großer Freude zu erfüllen, wie sie auch mein Herz nun in verdoppelter Sehnsucht nach ihm schlagen ließ.

Aber es verstrich noch eine lange Zeit bis dahin; erst nach Ablauf des zweiten Jahres, das still und einförmig in der gewohnten Art unserer Lebensweise verfloß, kündigte mir die Mutter an, daß ich, wenn ich wollte, in den nächsten Tagen auf einige Zeit in das Haus meines Vaters gehen könne.

Wenn ich wollte! Ich war blaß geworden vor innerer Erregung, meine Mutter schien diese tiefe Gemüthsbewegung falsch zu deuten.

„Du brauchst nicht zu gehen, Du kannst hier bleiben, wenn Du Dich fürchtest, mein Kind; Keiner darf Dich zwingen," sagte sie beruhigend.

„Mich fürchten, Mutter, wovor? Weshalb sollte ich mich fürchten, zu meinem Vater zu gehen?" rief ich so freudeglühend, daß kein Zweifel über meine Gefühle blieb.

„Du wirst es dort sehr verändert finden, Renate, es sind noch andere Personen da, welche Dir vielleicht nicht so angenehm sein werden. Auch ist in der Zwischenzeit Deinem Vater eine kleine Tochter geboren, Du bist jetzt nicht mehr sein einziges Kind."

O, meine arme Mutter, erst später verstand ich was Du bei dieser Mittheilung empfinden mußtest!

„Nicht mehr sein einziges Kind!" wiederholte ich leise und ein seltsames, fremdes Gefühl schlich in mein Herz; aber die Sehnsucht, den geliebten Vater endlich einmal wiederzusehen, war stärker, als Alles.

„Thut nichts, liebe Mutter, ich werde mich in Alles finden; es ist doch mein Vater, den ich besuche, nach dem ich mich sehne, so, daß ich es kaum mehr zu ertragen vermag."

„So geh mit Gott, Renate! Eine Sünde wäre es, zwischen eine solche treue und innige Liebe hindernd

zu treten, besonders wenn sie den Herzen von Vater und Kind entkeimt ist!" sagte meine Mutter gerührt, die, wenn sie auch zuweilen einzelne Momente der Eifersucht und Bitterkeit nicht zu unterdrücken vermochte, doch zu groß und gut war, um jemals in einer Weise über meinen Vater zu sprechen, die ihm das Herz seines Kindes hätte entfremden können.

Und die glückselige Stunde kam in der ich in den Armen meines Vaters ruhte! Die Reise zu ihm war jetzt durch die fast fertige Eisenbahn eine bei Weitem kürzere. Am Morgen hatte der Wagen des Onkels mich und Brigitte nach der nächsten Station gefahren, und einige Meilen war mir mein Vater entgegen gekommen, mich in Empfang zu nehmen, da Brigitte mich aus gewiß sehr weisen Gründen nicht in die einstige Heimath begleiten sollte und mit dem nächsten Zuge wieder nach Waldstein zurückkehrte.

Auf dem Perron der Eisenbahn hatte mein Vater, der jedes Aufsehen haßte, sich nur zu mir niedergebeugt und mit einem leisen Kuß und innigem Willkommen mich begrüßt; doch als ich mit ihm allein in seinem Wagen saß, zeigte er mir seine Liebe in der alten, herzlichen Weise. Von seinen Armen umschlossen, hörte ich die zärtlichsten Namen an mein Ohr

klingen, aus einem Herzen dringend, das, wenn es auch neue Bande geknüpft und noch anderen Personen ein Recht daran eingeräumt, doch jedenfalls einen solchen Reichthum an Liebe haben mußte, daß ich, das älteste Kind dieses Vaters, mich nicht über einen Mangel, ein Abnehmen derselben zu beklagen hatte.

Als der erste Sturm unserer Freude sich etwas gelegt, flüsterte der Vater mit bebender Stimme:

„Und wie geht es meiner — Deiner Mutter, Renate? Ich hoffe, sie ist gesund.“

„Ganz wohl, Papa.“

Ein kurzes, peinliches Schweigen trat ein; was konnte mein Vater noch fragen, was durfte ich weiter sagen? und doch fühlte ich mit richtigem Ahnen, daß er gerne mehr gehört, wie ich gern viel mehr erzählt hätte. Das Weh, unter dem wir Beide litten, machte sich nun wieder geltend, der dunkle Schatten meines Lebens hatte sich nun von Neuem mit der Frage nach meiner Mutter zwischen mich und Licht und Sonne gedrängt, mit dem vollen Glück der ersten, an der Seite meines Vaters verlebten Stunde war es vorbei. Doch war seine Frage nur natürlich, ich glaube, ich

würde es noch viel schmerzlicher empfunden haben, hätte er sie nicht gethan.

Als wir uns dem Hause meines Vaters, der lieben, alten Heimath näherten, begann mein Herz immer lauter und ängstlicher zu schlagen. Er schien es zu bemerken, und indem er meine beiden Hände nahm, sagte er mit jener Innigkeit, die etwas Unwiderstehliches hatte:

„Meine liebe Renate, vergiß nicht, daß, wenn Du Denen mit Freundschaft begegnest, die mir sehr theuer sind, Du dadurch am Besten Deinem Vater Deine kindliche Liebe und Achtung beweisen kannst.“

Was konnte er weiter sagen? Sollte er mich, seine junge, eilfjährige Tochter um Entschuldigung bitten für das, was er gethan, um Nachsicht für die, welche sich auf Kosten meiner armen Mutter ihr Glück erkauft? In einem solchen unglückseligen Familienverhältniß, wie das unsrige, gab es nun einmal Klippen und Dornen auf jedem Schritt.

„Hier bringe ich Dir meine liebe, theure Renate, meine gute, älteste Tochter,“ sagte mein Vater, indem er mich seiner zweiten Frau zuführte. Es war jene Dame, deren Anblick mich damals im Wäldchen so entzückt hatte, und auch an jenem Tage, da ich wahr-

lich nicht mit allzufreundlichen Gefühlen ihr gegenüber trat, erlag ich fast wider Willen dem Zauber ihrer Schönheit, die anfänglich auf Jeden denselben überwältigenden Eindruck machen mußte. Nie in meinem ganzen Leben habe ich einen so herrlichen Kopf gesehen, nie ein Antlitz, das bei so tadellosen, klassischen Formen und Zügen auch zugleich so liebreizend und holdselig war. Die Gestalt stand nach meiner Ansicht freilich gar nicht im Vergleiche zu diesem edlen Haupte; sie war zu klein und viel zu voll; ich meine, die Dame mußte, um sich jenen Ruf der Schönheit erworben zu haben, den sie seit Jahren genoß, viel schlanker gewesen sein, denn jetzt fand ich die Figur entschieden unschön. Aber das reizende Gesicht, wie es sich so freundlich zu mir neigte, wie die Lippen so sanft meine Stirn berührten und der Gruß so freundlich erklang:

„Willkommen, herzlich willkommen, mein liebes Kind, im Hause Deines Vaters, das ich mich bemühen will, Dir stets als Heimath erscheinen zu lassen!“

Als diese Worte, mit der weichsten, süßesten Stimme gesprochen und von einem seelenvollen Blick der sonnigen Augen begleitet, nicht nur in mein Ohr, sondern in mein Herz drangen, da fühlte ich, daß ich sie, die mir meines Lebens bestes Glück genommen,

doch nicht zu hassen vermochte, ja, es ergriff mich sogar ein Bangen, als wenn es dieser Zaubrerin gelingen könnte, daß ich sie lieben lernte, was mir wieder als ein schweres Unrecht gegen meine Mutter vorgekommen wäre. Ich beugte mich nieder, küßte die Hand der Dame und sagte:

„Gnädige Frau, ich will mich gewiß auch recht bemühen, Ihnen nicht zu mißfallen.“

„Gnädige Frau! — wie kalt und förmlich! Willst Du mich nicht Du und Mama nennen?“

Es war, als wenn eine eiskalte Hand in mein wärmstes Herzensleben griff; alles Blut schoß mir in's Antlitz und Thränen stiegen in meine Augen, doch ich drängte sie zurück, denn das war nicht mehr ein Weh, das war eine Beleidigung, der ich nicht durch Thränen antworten wollte. Der alte Ungestüm, der Stolz meiner Natur regte sich wieder, und indem ich den Kopf zurückwarf, entgegnete ich:

„Nein, gnädige Frau, das kann und will ich nicht — ein Kind kann nur Eine Mutter nennen und meine Mutter lebt noch.“

„Amélie, wie tactlos, ich möchte fast sagen, wie herzlos!“ flüsterte mein Vater, der nicht minder empört schien als ich.

Es war vielleicht der erste Tadel, den der Gatte gegen die Frau aussprach, die er mit Leidenschaft lieben mußte, um ihr das geopfert zu haben, was er ihr opferte, und diesen Vorwurf hatte ich ihr zugezogen; denn nicht ihre eigene Gefühllosigkeit, mich würde sie doch stets als die Ursache davon ansehen. An dem Blitz des Zornes, der aus ihren Augen auf mich schoß, doch so schnell, daß mein Vater ihn nicht bemerkte, fühlte ich, daß die momentan freundliche Regung gegen mich gewiß verschwunden sei, und ahnte, daß es wohl nicht immer ohne Kampf und Sturm zwischen uns bleiben würde.

Der Vater führte mich, um dieser peinlichen Scene ein Ende zu machen, schweigend hinweg nach einem andern Theile des Hauses, in die Kinderstube. Dort schlief in dem reizendsten, schneeweißen Bettchen, mit rothseidener Decke bedeckt und von gleichen Vorhängen umgeben, ein vielleicht einjähriges Kind. Von jeher hatte ich eine leidenschaftliche Liebe zu kleinen Kindern gehabt, mir oft ein Schwesterchen oder Brüderchen zur Weihnacht gewünscht. Als ich dieses kleine, bildschöne Mädchen, das überdies im Schlafe eine große Aehnlichkeit mit meinem Vater hatte, vor mir liegen sah, als dieser, gerührt durch meine ersichtlich tiefe Be=

wegung, mir zuflüsterte: „Renate, ich empfehle Deine kleine Schwester Deiner Liebe, sie ist ja auch Deines Vaters Kind,“ da keimte in meinem Herzen ein Gefühl, welches ich bis dahin nicht gekannt; die Geschwisterliebe, jene holde Blume erblühte, welche so unendlich beglücken kann. Ich kniete an dem Bettchen nieder, ich küßte die kleinen Hände, die so niedliche Grübchen und an den spitzen Fingerchen rosige Nägel hatten.

„Mein Schwesterchen, süße kleine Celeste, wie ich Dich lieben will, nein, wie ich Dir jetzt schon so gut bin!“ flüsterte ich immer von Neuem dem schlafenden Kinde zu, denn ich war zu glücklich, nun ein Anrecht an ein solches Engelchen zu haben und vergaß ganz und gar in meiner überströmenden Zärtlichkeit, wie des Kindes Dasein doch wieder eine Kränkung für meine Mutter und mich war. Mein Vater schaute gerührt meinem Thun zu und schien sehr glücklich über mein Entzücken an seinem Lieblinge.

„Du hast ein gutes, großmüthiges Herz, Renate,“ sagte er, wie segnend seine Hand auf mein Haupt legend, „und Dir wird es auch gewiß wohl gehen im Leben.“

Ich blieb an dem Bettchen der Kleinen sitzen bis sie erwachte und mit großen Augen um sich schaute,

die aber trotz ihrer Schönheit den ersten, mir so wohlthuenden Eindruck etwas verwischten. Die Aehnlichkeit mit meinem Vater schwand fast, sobald Celeste die Lider hob, die Augen machten sie ganz zum Kinde ihrer Mutter.

So war ich denn nun im Vaterhause — aber war es noch das alte, theure Vaterhaus, die liebe Heimathsstätte, in der zu sein ich stets ein Recht gehabt? Nein, ich war ein Fremdling dort, und statt daß es besser werden sollte, wurde es täglich schlimmer. Wie schon in den Zimmern die neue Einrichtung, die zwar vielleicht prächtiger und eleganter, doch lange nicht so comfortable und gediegen wie sonst war, mich so fremd berührte, als sei ich gar nicht mehr in den alten, bekannten Räumen, so war es im Garten und überall im Hause. Von der früheren Dienerschaft fanden sich nur noch Wenige vor, des Vaters Kammerdiener, der Portier und der Gärtner. Wie ich von diesen Leuten mit so großer Freude bewillkommt und mit einer Ehrerbietung behandelt wurde, die weniger einem solchen Kinde zukam, als wohl mehr ihre treu bewahrten Gefühle für meine Mutter ausdrücken sollte — das schien der neuen Gebieterin des Hauses gar nicht zu behagen. Nachdem der Gärt=

ner mir im Anfange täglich ein wundervolles Bouquet auf mein Zimmer geschickt, hörte diese Spende plötzlich auf, und Nannette, seine Frau — meine alte Kindheitsfreundin — erzählte mir unter Thränen der Entrüstung, die gnädige Frau habe verboten, daß so viel Blumen geschnitten würden.

„Es ist eine Sünde und eine Schande, daß man dem rechtmäßigen Kinde des Hauses nicht einmal eine solche armselige, ihm gebührende Aufmerksamkeit erweisen darf,“ sagte die leicht erregbare Nannette eifrig, „mein Friedrich war auch nahe daran, es Excellenz zu klagen, aber es möchte nur böses Blut geben; und die gnädige Frau ist gar nicht einmal die wahre Schuldige, die ist doch stets das Fräulein Charlotte. Sie ist ein Spion, welcher der Schwester Alles hinterbringt und dabei noch die Dinge vergrößert, die gnädige Frau wäre wohl gar nicht so schlimm, wenngleich sie nicht werth ist, unserer einzigen, wirklichen Gebieterin den Schuhriemen zu lösen — sie ist wenigstens ein Bischen gutmüthig und viel zu bequem, sich um irgend etwas zu kümmern; dafür aber hat sie Fräulein Charlotte, die versteht ihr Amt aus dem Grunde, das ist der leibhaftige —“

„Nannette!“ rief ihr Mann, der gerade hinzukam. „Frau, rede Dir nicht etwas auf den Hals!“

Während Friedrich seinem Weibe noch Vorstellungen über ihre Unvorsichtigkeit machte, lief ich davon, im Herzen etwas beschämt, daß ich Nannetten zugehört. Und doch hatte es mich interessirt, was sie erzählt, da es das bestätigte, was ich lange geahnt. Ich fühlte es instinctmäßig, daß Fräulein Charlotte meine bitterste Feindin sei. Sie war die Schwester der Frau Amélie, und es zeugte aufs Neue von der unendlichen Liebe meines Vaters zu seiner jungen Gattin, daß er sich entschlossen, diese in jeder Beziehung widerwärtige Person in sein Haus zu nehmen. Wenigstens zehn Jahre älter als Frau Amélie, war Fräulein Charlotte von einer so großen abstoßenden Häßlichkeit, daß es zwei verschiedenere Schwestern wohl kaum je auf der Welt gegeben haben mag. Und die Seele, welche in dieser unschönen Hülle wohnte, that nichts, die Nachtheile des Aeußeren vergessen zu machen. Selbst meinem Vater, der in Beziehung auf seine junge Gattin und was zu ihr gehörte, fast schwach war, merkte man es an, wie unangenehm ihm die Gegenwart dieser Schwägerin war, die aber in seinem Beisein niemals aus den Schran-

ken einer gewissen Unterordnung und Dienstbeflissenheit trat, in welche die eigene Schwester sie gewiesen, und überhaupt ihre Ränke und Kabalen so gut zu spielen und so geschickt zu verdecken verstand, daß zwar Jeder den Urheber von allem Aerger im Hauswesen ahnte, jedoch die Befehle und Verweise durch den Mund der Herrin kamen. Wenigstens war es Anfangs so, bis die eigentliche Gebieterin immer bequemer wurde, daß sie auch die geringste Störung belästigte, und so mit zum Schrecken der Dienerschaft das ganze Hausregiment an Fräulein Charlotte überging. Wenn ich auch alle diese Bemerkungen nicht beim ersten Besuche machte, so wurde mir doch auch schon damals Vieles klar und verständlich; und ich erwähne dieser Einzelheiten, weil sie ein richtiges Licht werfen auf die Zustände im Hause meines Vaters. Bei jedem neuen Weilen darin entdeckte ich mehr Schattenseiten an Fräulein Charlotte, und sie war ohne jede Uebertreibung meinerseits, der bösartigste Charakter, der mir in meinem Leben begegnet.

Im Anfange wurde es mir erst ahnungsweise klar, daß sie mich vor allen Andern nicht leiden konnte, daß ihre Abneigung desto mehr wuchs, je mehr sie sah, mit welcher Liebe nicht allein, nein, mit welcher

Rücksicht mich mein Vater behandelte, nicht nur wie ein Kind des Hauses, nebenbei noch wie einen seltenen Gast, dem man jeden Wunsch ablauschen und erfüllen müsse.

O mein lieber, lieber Vater, noch immer füllen sich meine Augen mit Thränen der Rührung, schwillt mein Herz vor Dankbarkeit, gedenke ich Deiner zarten, nie endenden Güte!

Er that Alles, was nur die vorsorgliche Liebe ersinnen kann, mir den Aufenthalt zu einem angenehmen zu machen, aber er war nicht stets zu Hause, er konnte nicht immer bei mir stehen, um mich vor den Feindseligkeiten und kleinen Reibereien zu schützen, die eigentlich nur von Fräulein Charlotte ausgingen. Nachdem sie sich vergebens bemüht, mich an sich zu ziehen, um mir recht viel über unser Leben in Waldstein, vornehmlich über meine Mutter zu entlocken, und ihr Versuch, mich auszuforschen, entschieden gescheitert war, denn die traurigen Verhältnisse hatten mich schon so früh zu einem vorsichtigen, charaktervollen Kinde gemacht, ward sie mir noch mehr abhold. Als sie sogar, da ihre Andeutungen spurlos an mir vorüber gingen, die offene, empörende Frage gewagt: ob meine

Mutter viel weine und sich sehr nach meinem Vater sehne, und ich in flammender Entrüstung erwidert hatte:

„Fräulein Charlotte, ich werde sogleich zu meinem Papa gehen, ihm zu sagen, welches Examen sie mit mir anstellen!“ — da war sie meine unversöhnliche Feindin geworden.

Ich fühlte, wie sie immer zwischen mir und ihrer Schwester stand, jede Annäherung nicht nur verhindernd, sondern absichtlich Zwietracht zwischen uns ausstreuend. Vielleicht wäre ohne sie doch noch ein leidliches Verhältniß zwischen meines Vaters zweiter Frau und mir zu Stande gekommen; denn wie schon öfter erwähnt, Frau Amélie war in gewissem Grade gutmüthig, wenngleich es nur jene schwache Güte war, die eigentlich gar nichts nützt, dennoch zeigte sie zuweilen etwas Gefühl, nnd mein Bestreben, ihr nicht zu mißfallen, vor Allem meine innige Liebe zu ihrem Kinde würden doch eine Art Vereinigung hervorgebracht haben. Das aber durfte nicht sein, selbst meine Zuneigung zur kleinen Celeste wußte der böse Geist des Hauses gegen mich zu benutzen. Weil Fräulein Charlotte merkte, daß ich, ausgenommen bei meinem Vater, nirgends so gern weilte, wie in der Kinderstube, und nicht glücklicher war, als wenn die Wärterin mir den

kleinen Engel für ein Weilchen auf den Schooß setzte, wo ich denn mit Stolz das Hüteramt versah, so wurde ich fortan möglichst fern davon gehalten. Unter dem Vorwande, ich könnte durch das minutenlange Tragen des Kindes meiner Figur schaden, oder ich würde die Kleine fallen lassen, wurde der Wärterin verboten, mir jemals wieder das Schwesterchen anzuvertrauen, und weil meine Liebkosungen es aufregten, durfte ich nicht einmal mehr dabei sein, wenn es Abends zu Bett gebracht wurde.

Zu stolz um mich bei meinem Vater zu beklagen — vielleicht war auch noch das bessere Gefühl, ihn nicht zu betrüben, dabei thätig — litt ich all die kleinen und großen Quälereien und Ungerechtigkeiten schweigend, aber sie vergällten mir den Aufenthalt ohne Unterlaß, und säten Bitterkeit in mein Herz, die sonst nicht darin gewesen. Selbst die Stunden des Alleinseins mit meinem Vater, welche mich für Vieles entschädigt und wie Lichtblicke in manchen dunklen Tag gefallen waren, wurden immer seltener. Frau Amélie nahm bald nach den ersten Tagen an all den Fahrten und Ausflügen Theil, welche er zu meinem Vergnügen veranstaltete; und zwar war sie so harmlos freundlich dabei, daß mein Vater, der die arg-

loseste Seele der Welt war, der bei seiner großen Klugheit doch nicht die geringste Schlauheit besaß, allen Menschen stets das Beste zutraute, vornehmlich die, welche er liebte, nicht kleinlicher Intriguen für fähig hielt, es seiner jungen Gattin noch besonders Dank wußte, daß sie uns ihre Bequemlichkeit, mit der er sie zuweilen scherzend neckte, zum Opfer brachte. Verstand ich auch damals noch nicht, daß Frau Amélie, aufgestachelt durch ihre würdige Schwester, mich nicht mit meinem Vater allein lassen wollte, weil sie seine Liebe zu mir viel stärker und größer fand, als ihr nöthig und dienlich schien, so fühlte ich es doch als eine schwere Prüfung, daß ich nie mehr mit dem Vater ganz ungestört beisammen sein konnte.

Eines Tages überraschte er mich, als ich meinem armen, bedrückten Herzen in einem Thränenstrome Luft gemacht. Mit schmerzlichem Staunen sah er mich an, und bei diesem trauervollen und doch so gütigen Blick weinte ich nur noch heftiger.

„Was ist Dir, Renate, was ist geschehen? Hat Einer gewagt, meine Tochter zu kränken, den lieben Gast in meinem Hause zu beleidigen? Sprich, und wer Dir auch zu nahe trat, Dir soll Gerechtigkeit werden.“

Mein Vater war so erregt, sah so erzürnt aus, daß sich wahrscheinlich ein gewaltiger Sturm über Fräulein Charlottens Haupt entladen hätte, die mich mit ihren Quälereien und heimlichen Anfeindungen einmal bis zum Aeußersten getrieben; und wenn ich ihr auch immer Strafe gewünscht für die Tyrannei, unter der das ganze Haus litt, jetzt als der Moment der Rache gekommen, vermochte ich sie doch nicht als die Ursache meiner Thränen anzugeben. War ich auch sehr weit entfernt von einem Engel, so war ich dennoch ein gutes Kind, das nicht Böses mit Bösem vergelten konnte. Und nebenbei mischte sich in meinen Schmerz über die mir gewordene ungerechte Behandlung, und vielleicht gerade dadurch noch genährt, so viel Sehnsucht nach Mama, daß ich keine Lüge aussprach, als ich unter Schluchzen sagte:

„Sei nicht böse, lieber Vater, aber ich sehne mich so sehr nach meiner Mutter!"

Mein Vater schwieg, wie es mir vorkam, tief und schmerzlich bewegt, endlich sagte er leise:

„So willst Du nicht die bestimmte Zeit hier bleiben — es treibt Dich fort aus dem Hause Deines Vaters?"

Die Worte, in denen mir ein Vorwurf zu liegen

schien, ein Zweifel an meiner Liebe zu ihm, schnitten tief in mein Herz und riefen einen jener Ausbrüche der Verzweiflung hervor, die, Gott sei Dank, nicht mehr so oft vorkamen, wenigstens sich nicht nach Außen hin so heftig bekundeten; aber an jenem Tage war mein ganzes Innere schon aus seinem Gleichgewicht gerissen, die Fluth schäumte über in den Worten:

„Vater, ach Vater, ich bin ein armes, unglückliches Kind, bei meiner Mutter sehne ich mich nach Dir und bei Dir zieht es mich zu ihr zurück; ich habe Euch Beide so innig lieb — ach, warum mußten wir getrennt werden!"

Diese herzerschütternde Klage aus dem Munde seines Kindes — die erste und einzige, welche es sich je erlaubte — schien meinen Vater bis in das Mark seines Lebens zu treffen; ich sah die hohe, stolze Gestalt wanken, er wurde sehr blaß und seine Hand griff nach einem nahestehenden Tische, wie nach einer Stütze. Was ich dabei für Qualen litt, vermag ich nicht zu schildern, ich hätte mich hassen und verabscheuen können, daß ich mich nicht besser beherrscht, nicht den Schmerzensschrei unterdrückt hatte.

„Herzensvater, verzeihe mir, vergieb, wenn ich

etwas gesagt, was Dir wehe that!“ flehte ich unter heißen Thränen.

„Ich habe Dir nichts zu vergeben, mein armes Kind; nur die eine Bitte laß mich aussprechen: trotz des Kummers, den ich in Dein junges Leben gebracht, zweifle nie an meiner treusten Liebe zu Dir; und meine Tochter, bis die Jahre kommen, da Du klarer und richtiger Menschen und Verhältnisse beurtheilen kannst und dadurch vielleicht manche Entschuldigung für sein Thun findest, bis dahin — auch ohne ihn zu verstehen — richte Deinen Vater nicht zu hart, erhalte ihm Deine kindliche Liebe!“

Was ich geantwortet, weiß ich kaum mehr, überhaupt sei über diese schmerzliche und doch geweihte selige Stunde, die ich am Herzen meines Vaters verlebte, ein Schleier geworfen; von dem Heiligsten und Höchsten, was die Seele bewegt, spricht man ungern, ehrt es am besten durch Schweigen. War es möglich, daß meine Liebe und Hochachtung für den Vater noch einer Steigerung fähig waren, so trat diese nach dieser Stunde ein.

Meine Abreise wurde auf den vierten Tag nach jenem Abend festgesetzt; da Brigitte erst wieder benachrichtigt werden mußte, mir entgegen zu kommen. Ob

die Gutmüthigkeit von Frau Amélie doch wieder siegte, ob Fräulein Charlotte, als sie sah, daß sie den ihr unbequemen Gast eher, als sie gehofft, los ward, in ihrer Feindschaft gegen mich etwas nachließ, jedenfalls wurden die letzten Tage mir nicht so sehr verbittert, es knüpfte sich nicht an jede Stunde eine schmerzliche Erinnerung. Auch das schwere Edict, mir die kleine Schwester so fern wie möglich zu halten, ward zurückgenommen, ja, Frau Amélie selbst forderte mich auf, ob ich nicht helfen wolle, Celeste zu Bett zu bringen, eine Vergünstigung, deren ich mich nach dem langen Entbehren doppelt erfreute.

Es war schon spät an jenem Abend, im Hause herrschte tiefes Schweigen, da alle Bewohner sich in ihre Schlafzimmer zurückgezogen hatten. Ich war durch den herrlichen Mondschein, der über dem Garten lag, auf den meine Fenster hinausgingen, noch dort gefesselt worden und erst als ich die nahe Kirchthurmuhr eilf schlagen hörte, zündete ich mein Licht an, zu Bett zu gehen. Plötzlich hörte ich ein leises Klopfen an meiner Thür und die Stimme meines Vaters fragte:

„Renate, ich sah noch Licht in Deinem Zimmer, störe ich Dich nicht, wenn ich hereinkomme?‘

Schnell und freudig öffnete ich; ich war gerade dabei gewesen, mein Haar zur Nacht zu ordnen, ein Geschäft, welches Brigitte zu Hause that, das ich hier aber natürlich allein übernahm. Die dicken Flechten waren losgesteckt und im Herniederfallen hatten sie sich durch ihre eigene Schwere theilweise gelöst. Wie ein schwarzer Mantel rollten sie über mein weißes Nachtkleid herab, und meinem Vater mußte mein Anblick irgend eine Erinnerung, ein Bild der Vergangenheit zurückrufen, er stand wie versunken vor mir, während es mir war, als flüsterte er: „Wie sie — ganz wie sie — nie früher bemerkte ich es.“ Dann strich er über mein Haar, nahm die Zöpfe und Locken in seine Hände und sagte zärtlich:

„Du wirst zwar niemals so hübsch werden, wie Deine Mutter, Renate, aber Du hast ihr prachtvolles Haar, ihre schönen Hände und Zähne geerbt, das sind drei große Vorzüge für eine Frau und doppelt hoch zu schätzen, weil man selbst zu ihrer Pflege und Erhaltung beitragen kann, es sind Schönheiten, welche sogar ein weniger hübsches Mädchen anziehend machen können, deshalb sei achtsam, sie Dir zu bewahren. Ich habe Dich noch aufgesucht, meine Tochter, um heute Abend in Ruhe von Dir Abschied zu nehmen,

morgen, wenn Alle dabei sind, im Moment des Aufbruches kommt leicht das Herz zu kurz. Jetzt wollen wir noch ungestört mit einander sprechen."

Und wie sprach mein Vater zu mir! Goldkörner der Liebe, Weisheit und Innigkeit fielen in meine Seele, dort bewahrt zu bleiben und Segen zu bringen, edler Samen wurde ausgesät, gute Frucht zu tragen.

„Nun lebe wohl und segne Dich Gott, meine erstgeborene, liebste Tochter. Glaube mir, Renate, selbst die gerechtesten Eltern haben dennoch ein besonderes, eigenes Gefühl für ihr erstes Kind. Wieder sage ich wie damals: „Sei Deiner Mutter Trost und Glück, fahre fort zu sein, wie Du bis jetzt gewesen, dann kann sie nie unglücklich sein im Besitz eines solchen Kindes. Und, Renate, wenn jemals meiner — Deiner Mutter etwas zustoßen sollte" — immer zitternder ward des Vaters Stimme — „dann rufe mich; versprich mir, liebe Tochter, daß sie nicht sterben soll, ohne daß ich sie noch einmal wiedergesehen, wenn es im Bereich der Möglichkeit liegt, diesen Wunsch zu erfüllen."

„Ich verspreche es, Vater!"

„So geh mit Gott, mein Kind, mein theures Kind!“

Reich beschenkt mit den prächtigsten Sachen, mit einem wundervollen Blumenstrauß, den der Gärtner auf die Gefahr der Ungnade seiner Herrin mir gesandt, verließ ich das Haus meines Vaters, um nun wieder zu dem stillen, einförmigen Leben in Waldstein zurückzukehren.

...RISCHE ...AATS- ...OTHEK ...NCHEN

Ende des ersten Bandes.

Inhalt des ersten Bandes.

Alberti, Sophie,

Ueber Alles die Pflicht Roman von Sophie Verena

Bd.: 1

Berlin 1870

P.o.germ. 1846 y-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11015594-4